

Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **96 (2000)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

SIEGFRIED BECKER/SUSANNA STOLZ (Hg.): Himmelsbotin – Honigquell. Kleine Kulturgeschichte der Bienenhaltung in Oberhessen. Begleitbuch zur Ausstellung im Hinterlandmuseum Schloss Biedenkopf, 1.4.–30.9.1999. Mit Beiträgen von Sylvia Ackermann ... Marburg: Jonas Verlag 1999. 136 S. (Marburger Beiträge zur Kulturforschung. Archivschriften, 4).

Das Institut für Europäische Ethnologie und Kulturforschung der Universität Marburg und das Hinterlandmuseum Schloss Biedenkopf boten einer Gruppe von Studentinnen und Studenten die Möglichkeit, eine Ausstellung über die Bienenhaltung in Oberhessen zu gestalten. Ziel des Unternehmens war es, gemeinsam ein Konzept zu erarbeiten, das erforderliche Ausstellungsmaterial zusammenzutragen, die Exponate zu konservieren und auszustellen. Mit anderen Worten, die kleine Ausstellung sollte den Studierenden einen Einblick in die praktische Museumsarbeit vermitteln. Die Ausstellung dauerte von April bis Ende September 1999. Ein Dutzend themabezogene Aufsätze überlebte die Veranstaltung in der Reihe der Marburger Beiträge zur Kulturforschung.

Die Imkerei erwies sich bei dieser Gelegenheit einmal mehr als vielgestaltiges und gleichzeitig überschaubares Thema. Das Interesse der Ausstellungsmacher konzentrierte sich vorab auf die Entwicklung der Bienenhaltung in den letzten zweihundert Jahren. Im Vordergrund standen aber nicht mehr die Bienen selber, sondern der Umgang mit ihnen als Teil der gesellschaftlichen Entwicklung. Die Gerätschaften der Imker veranschaulichten den mehr oder weniger bekannten Wandel in der Bienenhaltung. Vor diesem Hintergrund befasste sich die Ausstellung aber auch mit der Stilisierung der Biene und der Bienenhaltung, mit dem Selbst- und Fremdbild der Imker und dem in Fachzeitschriften und Schulbüchern bis auf den heutigen Tag gepflegten Tugendkatalog der Bienen: von Fleiss und Sparsamkeit bis hin zur Comicfigur der Biene Maja. Das Inhaltsverzeichnis des Begleitbuches spiegelt die Schwerpunkte der Ausstellung: Bienen und Umwelt; Die Biene als Tugendsymbol der industriellen Gesellschaft; Entstehung und Entwicklung der hessischen Imkervereine; Der Weg der Imkervereine in den Nationalsozialismus; Die Entwicklung der Bienenzucht in den letzten fünfzig Jahren usw.

Ausstellung und Begleitbuch sollten dazu beitragen, die Bienen jenseits der Vermenschlichung in ihrer eigentlichen Bedeutung wahrzunehmen und als Teil des Ökosystems zu begreifen. In der Einführung wird diese Absicht klar formuliert: «Wir würden uns freuen, mit dieser kleinen Ausstellung ein wenig Interesse für das Thema Bienenhaltung als Kulturleistung wecken und damit ein stärkeres Bewusstsein für die Gestaltung der Natur als Kulturlandschaft, für eine Kulturgeschichte der Kultivierung fördern zu können.» Das «Himmelsbotin – Honigquell» überschriebene Begleitbuch zur Ausstellung über die Bienenhaltung im Landkreis Marburg-Biedenkopf zeichnet sich aus: durch die vorgegebene geografische Abgrenzung, durch eine neue, zeitgemässe Fragestellung, den durch die Zusammenarbeit mit der regionalen Imkervereinigung erzielten Praxisbezug sowie durch sehr instruktive Illustrationen und klare Quellenangaben.

Alois Senti

RUDOLF SCHENDA: Gut bei Leibe. Hundert wahre Geschichten vom menschlichen Körper. München: C.H. Beck 1998. 437 S., 11 Abb.

Körpergeschichten haben nach wie vor Konjunktur. Volkskundliche Körpergeschichten erzählen von unserem kulturell formierten Verhältnis zu unserem eigenen oder einem fremden menschlichen Körper, strukturiert durch Gesellschaft, Tradition, Position, Alter, Interesse.

Rudolf Schenda hat den menschlichen Körper von Kopf bis Fuss in zehn Kapiteln dargestellt, die von einem ausführlichen Vorwort und einem ebenfalls sehr fülligen Anhang (darin neben einem gegliederten Literatur- und Quellenverzeichnis auch ein hilfreiches Sach- und Personenregister) umrahmt sind. Jedes Kapitel ist wiederum in ein knappes bis gutes Dutzend von Unterpunkten aufgeteilt, die mit ihren sprechenden Titeln auch im Inhaltsverzeichnis aufgeführt sind, so dass man bei einem spezifischen Interesse an einem bestimmten Thema schon dort fündig werden kann. Wer sich also für Zehennägel interessiert, findet unter «Hand und Fuss» den Abschnitt «Nägel mit oder ohne Lack». Die körpertopografische Struktur bestimmt damit den Aufbau des Buches, das in einer entspannt erzählenden Weise geschrieben ist, die sich nicht durch Theorielastigkeit (die Theorie findet man, wenn überhaupt, im Vorwort) oder unerklärte Fachbegriffe auszeichnet. Mit seinen Zwei- bis Fünf-Seiten-Häppchen zieht einen das Buch in seinen Bann und verführt einen wie das Konversationslexikon, auch bei vielleicht weniger speziellem Interesse immer weiter zu lesen.

So weit, so gut. Das enzyklopädische Wissen wird breit dargelegt und gut eingeführt. Und doch schleicht sich nach einigen Kapiteln ein unwohles Gefühl ein. Das ist ja alles ganz unterhaltsam, wie Schenda souverän durch die abendländische Kulturgeschichte von der Welschschweiz zu Ovid und von diesem zu Goethe oder Rabelais springt. Zweierlei Fragen drängen sich dem Volkskundler mindestens auf: Wie steht es mit den gesellschaftlichen Grundlagen? Sind alle Meinungen zu Mund, Kopf, Herz und Ohr immer auf der gleichen Grundlage zu sehen? Und: Hat sich in Europa (denn hierauf beschränkt sich Schenda) nichts verändert? Angesichts solcher Fragen bleibt Schenda die Antwort schuldig. Seine Zettelkastensystematik ohne erkenntnisleitendes Interesse muss als Grundlage der Erzählungen ausreichen.

Ein zweiter Schwachpunkt dieser populär gemeinten Darstellung ist die Kritik der Quelle. Sicher, man muss in solchen Büchern nicht immer akribisch hinterfragen, aber so gelegentlich, beispielhaft, damit die literarische Quelle nicht platt für bare Münze genommen wird, das ist ein Wissenschaftler dem Publikum und sich doch schuldig. Die populäre Darstellung steht immer in der Gefahr, sich die Adressaten nicht präzise vorzustellen oder die Leser und Leserinnen nicht ernst zu nehmen. Dies scheint auch hier passiert zu sein. Zum einen Teil ergeht sich Schenda in literaturgeschichtlichen Andeutungen und wenig dokumentierten Zitaten, die nur einem Exemplar des aussterbenden Bildungsbürgertums noch geläufig oder zugänglich sind (und belegt damit seine eigene Belesenheit), an anderen Stellen jedoch wird er fast flapsig im Ton. So etwa, wenn er anlässlich der sicher kritisierbaren öffentlichen Telefonitis der Handy-Benutzer unterstellt, sie agierten, «als müssten sie alle Welt davon überzeugen, dass sie sprechen können» (S. 125), oder wenn er (S. 148) eine Überschrift des schweizerischen «Blick» zitiert: «Kaminfeger biss Wirt in Wade», um dann als einzige Information nachzuschreiben: «Aber warum, um aller Zähne willen, sollte er das getan haben? Da mag sich nun jeder seine eigene Geschichte ausdenken!»

Dennoch ist hier, anders als bei dem ähnlich angelegten «Kopf des Körpers» von Utz Jeggle, die Vielfalt der Quellen stupend. Und es ist eben nicht nur schlecht, wenn neben «El Pais» Victor Hugo und neben der «Libération» weitgehend vergessene Mediziner des 17. Jahrhunderts zitiert werden. Die Bandbreite der Beurteilungen und Verhaltensweisen wird deutlich, und da Schenda die versprochenen «Geschichten» im Titel ernst nimmt, erzählt er in der Tat spannende, lustige, aufregende, lüsterne, bedrückende, brutale, aber nie langweilige Geschichten. Dabei kommt bei aller Kritik ein unterhaltsames Buch heraus, das auch dem vorinformierten Leser viel Neues bieten kann. Und auf Grund dieses Materialreichtums kann man über die ambulierende Interessenlosigkeit des Duktus auch leichter hinwegsehen. Aber es wird aus diesen über hundert Geschichten vom Körper eben doch nicht die Kulturgeschichte des Leibes, die der Klappentext verspricht.

Dass der Verlag auf dem Umschlagbild der nackten Venus (von Hans Baldung Grien) ihren kleinen Cupido abgeschnitten hat, empfinde ich jedoch als Skandal.

Martin Beutelspacher

CLAUDIA SEIRING: Fremde in der Stadt (1300–1800). Die Rechtsstellung Auswärtiger in mittelalterlichen und neuzeitlichen Quellen der deutschsprachigen Schweiz. Frankfurt a.M./Bern: Lang 1999. LXXIV, 380 S., 12 Abb. (Diss. Univ. Freiburg/Schweiz; Europäische Hochschulschriften Reihe II, 2566).

Die von Prof. Louis Carlen betreute Dissertation befasst sich mit einem Gegenstand, der auch für die Volkskunde von grossem Interesse ist, des Fremden. Die Verfasserin untersucht die Rechtsstellung Auswärtiger unter rechtshistorischen und volkskundlichen Gesichtspunkten. Als Quellen benutzte sie ausschliesslich gedruckte Quellen und vor allem die Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen. Am ergiebigsten hierfür waren Hermann Rennefahrts Berner Rechtsquellen. Das Thema des Auswärtigen behandelt die Verfasserin nur in Bezug auf die Stadt, der Auswärtige auf dem Lande bleibt damit ausgespart. Dennoch ist der Untersuchungsgegenstand noch sehr weit. Aus diesem Grunde wurden die Andersgläubigen und die Juden, die damals auch als Auswärtige galten, nicht mit einbezogen. Der Band ist bebildert; die Bilder stammen alle aus der rechtshistorischen Bildstelle der Forschungsstelle für Rechtsgeschichte an der Universität Zürich. Das Werk enthält daher ein Bildverzeichnis mit Erläuterungen zu jedem Bild. Die volkskundlichen Quellen, auf welche die Verfasserin zurückgreift, sind vor allem die Volkslieder und Sprichwörter.

Da der Inhalt des Buches sehr vielfältig ist und sein Gegenstand ausserordentlich breit, ist eine ausführliche Inhaltsangabe unumgänglich:

In der «Einleitung» werden zunächst die in den Rechtsquellen verwendeten Begriffe, die Definition des Fremden in den Rechtsquellen und der Begriff des Fremden in der Literatur dargestellt. Die volkskundlichen Aspekte werden dann unter dem Gegensatzpaar Gastfreundschaft und Xenophobie aufge-

zeigt. Der Gesichtspunkt Tabu, der insbesondere beim Henker eine grosse Rolle spielt, fehlt in dieser allgemeinen Einleitung.

Einleitend zur Behandlung der *Kaufleute* werden die Handelswege Europas, die oberdeutschen und schweizerischen Handelsgesellschaften und die europäischen und schweizerischen Messen von überregionaler Bedeutung aufgeführt. Sodann wird die regionale Herkunft der Kaufleute untersucht, dann folgt der rechtshistorische Teil im eigentlichen Sinn, das Gästerecht, die Geleit- und Zollprivilegien, die Ein- und Ausfuhrzölle, der Strassenzwang, der Niederlagszwang und die Transportmonopole, der Kaufhauszwang und die Marktfreiheit, die Fürkauf- und Ausfuhrverbote, die Jahrmärkte und Wochenmärkte sowie die Gastgerichte, deren Zuständigkeit und Verfahrensvorschriften. Als volkskundliche Aspekte werden die sprichwörtlichen Redensarten und Volkssagen über Kaufleute aufgelistet und erläutert.

Unter dem Titel *Lombarden* werden Herkunft und Verbreitung der lombardischen Geldwechsler, die Aufnahme der Lombarden in das Bürgerrecht schweizerischer Städte, ihre Rechtsstellung, die Darlehens- und Wechselgeschäfte der lombardischen Geldwechsler, die Rechtsnatur des erzielten Gewinnes sowie Aufstieg und Niedergang der lombardischen Geldwechsler untersucht. Volkskundliche Aspekte sind die topografischen Bezeichnungen sowie die Lombarden in Begriffen und Redewendungen.

Unter dem Titel *Steinmetzen* werden die Gesellenwanderungen, die Organisation der Steinmetzen, die arbeitsrechtlichen Bestimmungen und die Gesellentrinkstuben dargestellt. Volkskundliche Aspekte sind die sprichwörtlichen Redensarten aus dem handwerklichen Bereich und die Steinmetzzeichen. Steinmetzen sind somit nur ein Beispiel aus dem umfassenden Gebiet der Handwerksgesellenreisen.

Bezüglich den *Pilgern* wird einleitend die Frage gestellt, ob Wallfahrt und Pilgerfahrt Synonyme oder Antonyme sind. Sodann befasst sich die Verfasserin mit den Gründen, weshalb es jeweils zur Wallfahrt kam, mit den Wallfahrtsorten, den Pilgerstrassen, den Pilgerführern, der Dauer der Wallfahrten, der Herkunft, der Kleidung und der Beherbergung der Pilger, der Wallfahrtsverbote und zuletzt mit Wallfahrt und Pilger in Volksliedern und Sprichwörtern.

Den Pilgern folgen die *Studenten*: die Bildungseinrichtungen, Reisen und Herkunft der Studenten, ihre Studienbedingungen, Kleidung und sprichwörtlichen Redensarten.

Weitere «Auswärtige in der Stadt» sind die *Spielleute*. Deren geschichtliche, regionale und soziale Herkunft, ihre Stellung in der Kirche, im weltlichen Recht und Organisation sind die rechtshistorischen Themen, die im besprochenen Werk behandelt werden. Eher volkskundlicher Natur sind die Kapitel «Musik in der Stadt des späten Mittelalters», «Die Bruderschaften», «Der Spielmann in der Topographie als Objekt des Aberglaubens» und die sprichwörtlichen Redensarten der Spielleute, Spielmannsabweichen, Pfeifergerichte als Heischebräuche und Spielmann als Geschlechtername.

Eine besondere Gruppe von Auswärtigen stellen die *Bettler* dar. Behandelt werden Bettelstab und Bettelsack, das Bettlerwesen und die Armenfürsorge des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, die Bedürftigkeit und die Abwehrmassnahmen gegen fremde Bettler und schliesslich das Kohlenberggericht für fremde Bettler zu Basel.

Den Schluss machen die *Henker*. Behandelt werden die Bezeichnungen, die Kennzeichen, die Tätigkeitsbereiche, die Hinrichtungsarten und die Werkzeuge des Henkers, die Entlohnung des Henkers, die Herkunft und die soziale Stellung der Henker.

Diese lange Liste der behandelten Themen zeigt die Reichhaltigkeit dieser Dissertation, aber auch deren Heterogenität. Im Grunde genommen wäre eine jede der als Auswärtige behandelten Gruppen wert, in einer gesonderten Monografie behandelt zu werden, was auch vielfach geschehen ist. Andererseits gibt die Auswahl der behandelten Auswärtigen-Kategorien zu Diskussionen Anlass. So fragt sich, ob es richtig gewesen ist, nur die Steinmetze als Prototyp reisender Handwerker zu behandeln. Andererseits ist der Henker nicht unbedingt ein Auswärtiger in der Stadt, sondern ein von der übrigen Stadtbürgerschaft Ausgegrenzter, wofür nicht Xenophobie, sondern Tabuisierung im Vordergrund steht. Tabuisierung ist auch massgebend für die Ausgrenzung der Spielleute. Wobei hier die Tabuisierung zum Teil bis in das römische Recht zurückgeht.

Die Studenten sind zwar auch Auswärtige, passen aber wenig zu den anderen in der Monografie behandelten Fremden. Für den sich nur für einzelne Aspekte des Fremdenrechtes interessierenden Leser wird es daher schwierig sein, die ihn interessierenden Teile zu finden, was der ausserordentlichen Dokumentation und dem Informationsreichtum dieser Publikation abträglich ist. Ein Sachverzeichnis wäre gerade für einen solchen Band von besonderem Wert. Dennoch füllt diese Freiburger Dissertation eine Forschungslücke und jeder, der in Zukunft mit dem Thema der Fremden oder Auswärtigen zu tun hat, wird an ihr nicht vorbeikommen.

Theodor Bühler

NÉPRAJZI ÉRTESÍTŐ LXXX. (=Annales musei ethnographiae). Hg.: Eva Szacsuvay. Budapest: Néprajzi Múzeum 1998. 215 S.

Das Jahrbuch des Ethnographischen Museums 1998 enthält die Tagungsbeiträge des Kongresses vom 11. Dezember 1997 (in Budapest) über «Kalotaszeg – a népművészet felfedezése» (= Kalotaszeg – The Discovery of Folk Art). Das Vorwort hat der neue Direktor des Ethnographischen Museums geschrieben, Zoltán Fejös, der hiermit die Arbeit von Tamás Hofer fortsetzt. Parallel zum Kongress gab es eine Ausstellung mit der reichhaltigen Folklore von Kalotaszeg (westlich von Cluj/Klausenburg).

Die Gegend von Kalotaszeg ist die Wiege der modernen Volkskundeforschung der ungarischen Folklore in ihrer Ausprägung in Siebenbürgen. Ohne die grundlegende Sammlertätigkeit, die Organisation von Tischler- und Drechslerarbeit u.a. zur Herstellung von Spielzeug, die publizistische Arbeit und – last, but not least – die Gastfreundschaft des Ehepaars Gyarmathy Zsigmond (1832–1908) und Gyarmathy Zsigáné Hory Etelka (1843–1910) in Bánffyhungyadi (Rumänien) gäbe es die ungarische Volkskunst und ihre Erforschung in ihrer heutigen Form nicht. Kein Geringerer als Béla Bartók oder János Jankó war Gast und Anhänger der Bewegung rund um das Ehepaar. Während nur zwei Jahren (1890–1891) führte Frau Gyarmathy die Pension Jegenyefürdő (d. h. «Pappelbad» oder «Bad zur Pappel»), doch diese kurze Zeit um die Jahrhundertwende genügte, um den blühenden Baum der Volkskundeforschung von Kalotaszeg und darüber hinaus von ganz Ungarn (und seiner ehemaligen Gebiete) zu pflanzen. Im benachbarten Körösfő kam eine Künstlerkolonie um Graf István Zichy, Aladár Edvi-Illés u. a. zu Stande, die das Leben auf dem Dorfe festhielten, ohne einem Heimatstil zu verfallen. Es folgen zwei Artikel über Fotografien von Interieurs mit Tischler- und Drechslerarbeiten und Stickerien: sog. *varrottas*, was eigentlich «Näharbeit» bedeutet und ein charakteristisches siebenbürgisches Wort ist, das ins Ungarische übernommen wurde. Schliesslich untersuchen drei Artikel die Volkskunst seit der Wende, und zwar die heutige Ausprägung einer so traditionellen Feier wie der Konfirmation der Reformierten Kirche (seit 1993 wieder in der traditionellen Tracht!), sowie das Beispiel zweier Handelsunternehmungen, die, auf die Privatinitiative zweier junger Männer zurückgehend, im Dorf hergestellte Objekte in Westungarn bzw. in Budapest verkaufen.

Es ist klar, dass das Interesse an der Volkskunst auf diese zurückwirkt: Das Interesse hält sie am Leben, andererseits verändert es sie aber auch. Dieser Fragestellung ist der ganze Band gewidmet. Er fasst übersichtlich die Entwicklung der Region Kalotaszeg, die einen wesentlichen Zweig des ungarischen Volkslebens auch heute noch bildet, bis 1998 zusammen.

Paula Küng-Hefli

WOLFGANG BRÜCKNER: «Arbeit macht frei». Herkunft und Hintergrund der KZ-Devise. Opladen: Leske + Budrich 1998. 141 S., Abb. (Otto-von-Freising-Vorlesungen der Katholischen Universität Eichstätt, 13).

Wohl kaum ein Satz ist so zum sprachlichen wie bildlichen Symbol für Auschwitz und für nationalsozialistische Konzentrationslager geworden wie «Arbeit macht frei». Umso erstaunlicher ist es, dass es bislang keine Untersuchung zur literarischen und ideologischen Herkunft dieses Diktums gab. Wie komplex der damit verbundene Zynismus der Nationalsozialisten war und wie viel diese Devise mit dem bürgerlichen Tugendkanon und dem Arbeitsethos der Moderne zu tun hat, wird jedoch nur durch ihre Reintegration in frühere Funktionszusammenhänge und Denkmuster ersichtlich.

Wolfgang Brückners erhellende Studie führt uns auf diesem Weg sehr überzeugend vor Augen, dass die Massenmorde der Nationalsozialisten keineswegs ein «Rückfall in die Barbarei» waren. «In Auschwitz kommen zusammen», so zitiert Brückner resümierend eine Rekapitulation Jürg Altweggs, «Foucaults Gefängnis, Marx' Fabrik, die wissenschaftliche Organisation der Arbeit im Sinne von Taylor, Max Webers Bürokratie. Auschwitz war kein Rückschritt, keine Regression, sondern eines der möglichen Gesichter der Industriegesellschaft – eine Pathologie der Moderne» (S. 139).

Den Anstoss für die intensive Beschäftigung des Verfassers mit dem Hintergrund der bekannten KZ-Devise gab eine Anfrage aus dem Schweizerischen Museum für Volkskunde in Basel. Anlass war das Widmungsalbum einer Wiener «Turndame» aus den Jahren 1925/27 mit einer Reihe von Aufklebern, bedruckt mit dem Spruch «Arbeit macht frei!»

Brückners Untersuchung beginnt mit einem Kommentar zur gegenwärtigen Krise der Arbeitsgesellschaft, in der Arbeit im Zuge der Globalisierung zu einer einzusparenden Grösse wird, andererseits aber erst Arbeit frei macht, an den Errungenschaften des Sozialsystems ungehindert partizipieren zu können. War die KZ-Devise «Arbeit macht frei» in den letzten Jahrzehnten ein leicht zu dekodierendes Zeichen für die nationalsozialistische Vernichtungspolitik, so droht dieses Verständnis nun von den aktuellen Problemen um den Komplex Arbeit überlagert zu werden, wie etwa die unbefangene Ver-

wendung des Slogans «Arbeit für alle!» zeigt. Umso dringlicher ist es, sich mit der historischen Genese solcher Sprüche und der dahinterstehenden Denkformen auseinanderzusetzen.

Nach einem Abriss der Forschungslage gilt Brückners Aufmerksamkeit zunächst der Chronologie des Spruches als KZ-Devisen: Zuerst wurde er 1937/38 im KZ Dachau angebracht, 1938/39 in Flossenbürg, frühestens 1939 in Sachsenhausen und 1940, sofort bei Gründung des KZ, in Auschwitz, auf persönliche Veranlassung des Kommandanten Rudolf Höss. Dieser, seit 1929 aktiver Artamaner und mit völkischer Arbeitsideologie vertraut, war zuvor in Dachau und Sachsenhausen tätig gewesen. Dort sahen sich die Inhaftierten zusätzlich mit folgendem, in der Aussage übereinstimmenden Leitspruch konfrontiert: «Es gibt einen Weg zur Freiheit. Seine Meilensteine heissen: Gehorsam, Fleiss, Ehrlichkeit, Ordnung, Sauberkeit, Nüchternheit, Wahrhaftigkeit, Opfersinn und Liebe zum Vaterlande!» Der Tugendkanon der deutschen Aufklärung, erweitert um nationale Tugenden, ist hier unverkennbar.

Zu diesem Komplex führt den Verfasser auch die Erforschung der mittelbaren und unmittelbaren sprachlichen Vorbilder des Diktums, das in dieser Formulierung von dem deutsch-national gesinnten Autor Lorenz Diefenbach stammt (1872), sich zunächst nicht verbreitete, bis es zirka 1922 in völkischem Kontext wieder auftauchte – als Aufdruck der Beitragsmarken des Deutschen Schulvereins (Wien), die sich dann im Klebealbum besagter «Turndame» wiederfanden. Höss als völkischem Aktivist dürfte der Slogan dieses einschlägigen «pangermanisch-antisemitisch-antiklerikalen» Vereins wohl bekannt gewesen sein. Gedanklich und sprachlich vorgebildet war der Spruch allerdings lange zuvor; Brückner verweist hier unter anderen (Schiller: «Arbeit ist des Bürgers Zierde», Goethe: Den Fleissigen «belohnt auch die Arbeit mit Genuss») besonders auf den demokratiefeindlichen und antisemitischen Puritaner Thomas Carlyle, dessen Schriften in der deutschen Werkauswahl «Arbeiten und nicht verzweifeln» von 1902 unter den Völkischen und den Nationalsozialisten breit rezipiert wurden und von grossem Einfluss waren. Die dort unter «Arbeit» zusammengestellten Passagen laufen auf das Statement hinaus: «Arbeit ist Leben». Als weitere Zeugnisse nennt Brückner Texte der protestantisch orientierten Heinrich Seidel («Arbeit macht die Völker frei!») und Matthias Lexer («Arbeit gewinnt») sowie des Gründers preussischer Deutschtumspolitik, Felix Dahn («Arbeit, Spenderin des Friedens!»). Wie präsent solche Formeln auch im städtischen Alltag waren, belegt die Parole «Arbeit besiegt Alles» im Kontext einer Leipziger Firma (1908) und zwanzig Jahre später, ebenfalls in Leipzig, am Gebäude einer «jüdischen» Firma in der lateinischen Fassung Vergils («Omnia Vincit Labor»).

Zentral ist die Kategorie Arbeit, und so zeichnet Brückner den Wandel des Arbeitsbegriffs über verschiedene Stationen nach: von der zunehmenden Wertschätzung der Arbeit ab dem 16. Jahrhundert bis zur aufklärerischen und bürgerlichen Zielsetzung der Erziehung zur Arbeit und durch Arbeit, die eine Überbetonung von Arbeitsmoral als eigentlichem Christentum zur Folge hatte, schliesslich zur Arbeitspflicht für jedermann führte und sogenannte Arbeitsscheue in Arbeitshäuser und Korrekptionsanstalten zwang (Portalinschrift in Hamburg: «Labore nutrior, labore plectior»). Der Weg geht von der Funktion der Arbeit als Ware im kapitalistischen Wirtschaften des 18. und 19. Jahrhunderts bis zur sozialistischen Forderung nach einem «Recht auf Arbeit», von einer wirtschafts- und gesellschaftsbezogenen Sichtweise des Menschen als «animal laborans» (Karl Marx) und der evolutionsbiologisch begründeten These vom «Anteil der Arbeit bei der Menschwerdung des Affen» (Friedrich Engels) über die ethnische Umdeutung der bürgerlichen zur nationalen Tugend bis hin zu ihrer Instrumentalisierung als Agitationsmittel der Volkstumspolitik nach dem Ersten Weltkrieg. Ziel des Aktivismus der Artamanen beispielsweise war nach der «inneren Kolonisation» schliesslich die deutsche Ostbesiedelung ausserhalb der Grenzen des Versailler Vertrags. In diesem völkischen Kontext wurde Heinrich Seidels Diktum «Arbeit macht die Völker frei» zu «Arbeit macht frei» verkürzt.

Das biologistische Dogma, nach dem ein ethischer Arbeitsbegriff allein der «nordischen Rasse» eigne, richtete sich vor allem gegen die sog. jüdisch-materialistische Arbeitsauffassung (Adolf Hitler). Die für Deutsche erfundene Freiheitsdevisen bedeutete für «Undeutsche» Unfreiheit, Zwangsarbeit, Vernichtung durch Arbeit; für die als nicht arbeitsfähig geltenden den sofortigen Tod. In der Logik von Carlyles Losung «Arbeit ist Leben» war dies die mörderische Konsequenz. Brückners Fazit (S. 92): «Hinter der Devise «Arbeit macht frei» am Tor zur Hölle von Konzentrationslagern verbirgt sich das ursprüngliche Ziel für den Himmel auf Erden der germanischen Herrenmenschen in der SS. Sie hatten es als säkularisierten Erlösungsgedanken der deutschen Aufklärung und ihrer bürgerlichen Tugendlehre über die «völkische Bewegung» vorformuliert bekommen. [...] Aus dem modernen Mythos des schliesslich für spezifisch deutsch gehaltenen Arbeitsgeistes erwuchs eine der Vernichtungsstrategien des Völkermords.»

Der mit der KZ-Devisen «Arbeit macht frei» verbundene Hohn lag für die Verfolgten noch in einem weiteren Umstand, denn auch in anderen Kontexten wurde der Zusammenhang von Freiheit und Arbeit diskutiert. In sozialistischem Umfeld diente Arbeit als Grundlage einer Gesellschaft der Gleich-

heit, galt Bildung als Mittel zur Freiheit. Auf die Parole «Freiheit, Arbeit» verkürzt, ging es hier um die Emanzipation des Menschen von fremdbestimmter Arbeit zu selbstverwirklichender Tätigkeit. Und Theodor Herzl, der Begründer des Zionismus, formulierte 1896 die Idee der Selbstbefreiung durch landwirtschaftliche Arbeit, entwickelt gegen das antisemitische Vorurteil von Juden als «Parasiten». Körperliche Arbeit sollte sie davon erlösen, Ziel war das Leben freier Menschen «auf eigener Scholle» in der «eigenen Heimat». Als KZ-Überlebende zwischen 1945 und 1948 versuchten, einen sozialistisch ausgerichteten «Kibbuz Buchenwald» aufzubauen, um von dort aus schliesslich Palästina zu erreichen, wählten sie als Motto: «Mensch – Arbeit – Natur».

Das Ergebnis von Brückners Recherchen ist eine ebenso notwendige wie fesselnde Abhandlung zum Arbeitsbegriff als einer zentralen Kategorie unserer Mentalitätsgeschichte. Ein Anhang mit Texten aus den Jahren 1777 bis 1932 und Abbildungen zur dargestellten Entstehungs- und Verwendungsgeschichte der KZ-Devise dokumentiert deren verschiedene Stationen. Ergänzt wird der Band zudem durch ein lebensgeschichtliches Nachwort Brückners, der den Sommer 1944 als vierzehnjähriger Flugschüler in der Nähe von Auschwitz verbrachte.

Ingrid Tomkowiak

IRIS RITZMANN: Hausordnung und Liegekur: Vom Volkssanatorium zur Spezialklinik: 100 Jahre Zürcher Höhenklinik Wald. Zürich: Chronos Verlag 1998. 216 S., Abb.

Um 900 hiess es: «Jeder Erwachsene ist tuberculös. Dieses Resultat, weit entfernt davon, uns zu erschrecken, birgt vielmehr Trost und Hoffnung in sich; denn da erfahrungsgemäss nicht mehr als ein Siebtel bis ein Sechstel der Menschen der schrecklichen Krankheit zum Opfer fällt, so ergibt sich daraus, dass weitaus die Mehrzahl im Stande ist, den Kampf mit der Tuberculose siegreich durchzuführen, und die Sturmfluth der Bacillen durch die natürlichen Schutzwehren des Organismus einzudämmen und zur Ruhe zu bringen» (S. 59). In diesem historischen Resümee klingt an, dass man die Menschen davon überzeugen musste, dass sie einen grossen Eigenanteil an der Erkrankung hatten. Die Lungenkrankheit Tuberkulose ist heute heilbar und in Europa selten geworden; damals wie heute ist sie Ausdruck sozialer und kultureller Probleme, denn Tuberkulose ist eine Krankheit der Armen (Dritt-Welt-Länder) und der Risikogruppen (Alkoholiker, Obdachlose, Drogenabhängige) und ist auf mangelnde Hygiene zurückzuführen.

Die Heilstätte Wald im Kanton Zürich ist seit 1964 eine Mehrzweckklinik mit nur noch sehr wenigen Tuberkulosepatienten und -patientinnen. Die vorliegende Publikation nimmt das hundertjährige Bestehen dieser Klinik zum Anlass, um über das Krankheitsbild der Tuberkulose, seine Entstehung und Bekämpfung seit dem späten 19. Jahrhundert in exemplarischer Weise zu sprechen.

Iris Ritzmann geht chronologisch vor und beschreibt zunächst die Verbreitung der Tuberkulose im 19. Jahrhundert in der Schweiz und die Entstehung staatlicher Fürsorge, die zur Errichtung von Volkshelstätten für Erkrankte aus unteren sozialen Schichten führte. Anhand des Zürcher Volkssanatoriums können Therapiemethoden und Diagnostik über einen Zeitraum von hundert Jahren ebenso studiert werden wie der Alltag von Personal und Patienten. Der Mikrokosmos Heilstätte war, was die medizinische Versorgung, die allgemeine Akzeptanz und finanzielle Unterstützung betraf, abhängig von gesellschaftlichen Krisen. Um 1917 zum Beispiel nahmen «die Volkssanatorien [...] in der Wahrnehmung der Bevölkerung eine wachsende Bedeutung ein» (S. 79), weil die Tuberkulose als mehr und mehr behandelbar galt. Im Kanton Zürich konnte mit Hilfe der Bevölkerung auf Grund dieser Akzeptanz ein neues Sanatorium angekauft werden. Wurde für dieses Unternehmen in spezieller Weise gewonnen?

Eine Festschrift wie die vorliegende will verschiedenste Interessen bedienen: Die Aufarbeitung der geschichtlichen Fakten trägt sicherlich zur sogenannten Imagepflege einer traditionsreichen Klinik bei, die heute durch den Druck des staatlichen Gesundheitswesens und seiner Krisenanfälligkeit verstärkt notwendig erscheint – das kann man auf den letzten Seiten des Buches herauslesen. Der Jubiläumsband soll einem breiten Leserkreis zugänglich sein; es war das Ziel von Ritzmann, «ein historisch wie medizinisch wissenschaftlich kompetentes Fachbuch in allgemeinverständlichem Stil zu verfassen» (S. 9). Die Autorin hat darüber hinaus auch den Anspruch, das Tuberkulosesanatorium «von innen, aus der Sicht der beteiligten Personen» (ebd.) darzustellen und damit den Patienten in dieser «Schicksalsgemeinschaft» (S. 108) zu fokussieren. Es gibt Ansätze, verschiedene Materialien wie Erinnerungen und Briefe von Patienten als Quellen auszuwerten, allerdings werden diese weitgehend unkritisch als realitätsnahe Schilderungen zitiert und mehr noch paraphrasiert. Hier hätte man beispielsweise der Frage nachgehen können, wie das Selbstverständnis der «Schicksalsgemeinschaft» sich zu den Bildern verhält, die die Bevölkerung über die Krankheit entwirft.

Gleichfalls stärkeres quellenkritisches Bewusstsein hätte ich mir bei der Auswertung der Fotografien gewünscht. Ritzmann zeigt (ausschnitthaft) ein besonderes, wenn nicht gar unikes Fotomaterial: Um das Gesundheitsamt wegen finanzieller Unterstützung für einen Umbau der Klinik zu gewinnen, wurde in den 1940er-Jahren eine Fotoserie über Missstände im Haus, über sanitäre Verhältnisse, Platzmangel, Improvisationen, Einrichtungen der Krankenzimmer und Untersuchungsräume gemacht. Hier werden die Fotografien leider nur als den Text illustrierend wiedergegeben mit der (kulturwissenschaftlich gesehen naiven) Aussage, dass «die einzelnen Aufnahmen [...] nicht gestellt [wurden]» (S. 124).

Ideen, die durch Quellen aufgeworfen werden, wie zum Beispiel die hier eingangs erwähnte Beurteilung und Stigmatisierung von Tuberkulosekranken, werden von Ritzmann nicht weiter verfolgt (Tuberkulose, Seuchen, Aids) und auch nicht in einen internationalen Literaturzusammenhang gebracht.

Abgesehen von einem bisweilen betulichen Tonfall («Den Männern, die ihren Lebenssinn häufig aus dem Beruf schöpften, setzte diese krankheitsbedingte Verhinderung besonders zu», S. 152) ist das Buch sachlich und flüssig geschrieben. Durch die Themen- und Quellenfülle gibt diese Festschrift vielerlei Anregungen, bleibt aber in der Sache jeweils leider an der Oberfläche. *Susanne Regener*

LEONIE KOCH-SCHWARZER: Populare Moralphilosophie und Volkskunde. Christian Garve (1742–1798) – Reflexionen zur Fachgeschichte. Marburg: Elwert 1998. 624 S. (Schriftenreihe der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde, 77).

Die Volkskunde forscht seit langem und unter verschiedensten Prämissen nach ihren Ursprüngen. Es ist eine ergiebige Suche, hat sich diese Wissenschaft doch aus vielen Traditionssträngen entwickelt. Einer der «Volkskundler vor der Volkskunde» war der Schlesier Christian Garve in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, ein Repräsentant der Spätaufklärung. Er war der führende Vertreter der populären Moralphilosophie, die besser unter dem abwertenden Begriff «Popularphilosophie» bekannt ist.

Die informationsreiche und anregende Dissertation von Leonie Koch-Schwarzer wendet sich diesem weitgehend vergessenen Mann zu, dessen Philosophierichtung volkskundliche Bestandteile enthält, wie die Autorin überzeugend nachweist. Die Untersuchung besteht aus zwei Teilen. Im ersten Abschnitt stehen sozial- und kommunikationsgeschichtliche Schwerpunkte im Mittelpunkt, im zweiten geht es um die Inhalte der populären Moralphilosophie und ihre Beziehung zur Volkskunde.

Im ersten Teil der Untersuchung wird der bislang nur unvollständig bekannte Lebenslauf Garves mit seiner Einbindung in lokale und überregionale Diskursgemeinschaften rekonstruiert. In Zusammenhang mit den jeweiligen Sprachgesellschaften, Akademien, Lesegesellschaften und Ökonomischen Gesellschaften stehen die Arbeiten Garves. Doch nicht nur in die Diskurse vor Ort war er eingebunden, sondern durch Reisen und Briefwechsel mit dem grössten Teil der aufgeklärten frühen «Volkskundler» im protestantischen Deutschland direkt verbunden. In diesem Rahmen und vor diesem Hintergrund entwickelte er seine populäre Moralphilosophie.

Im zweiten Teil der Arbeit wird der «protovolkskundliche» Teil der Moralphilosophie und seine (fehlende) Rezeptionsgeschichte genau untersucht. «Volkskundlich» ist Garves empirisches Vorgehen (Beobachtung des alltäglichen sozialen Handelns), seine Orientierung am tatsächlichen Handeln und Denken der Menschen und die theoretische Durchdringung (zum Beispiel festzumachen an seinem «Sitte»-Begriff und seiner Analyse von «Sozialcharakteren», durch die er die unterschiedlichen Denk- und Verhaltensweisen verschiedener Schichten und Teilkulturen seiner Zeit erklärte). Doch der umfassende und lebensweltliche Ansatz der Moralphilosophie wurde im ausgehenden 18. Jahrhundert durch die zunehmende Tendenz zu spezialisierten Einzeldisziplinen zersplittert und absorbiert. So ist die «Popularphilosophie» heute nur noch als Denkrichtung bekannt, welche in einem Paradigmenwechsel durch Kant und die Kantianer aus dem Bereich der Wissenschaft ausgegrenzt wurde. In der Folgezeit wurde das abwertende Urteil der Kantianer und Romantiker nicht mehr hinterfragt, sodass bis in die Gegenwart die populäre Moralphilosophie als eine der Ursprünge der Volkskunde unbeachtet blieb. Die seinerzeitige Destruktion des popularphilosophischen Konzeptes wurde, wie Koch-Schwarzer belegt, von einer Auflösung zugehöriger Diskursregeln und der Abdrängung der popularphilosophischen «Rede» in die Provinzialität begleitet. Am Beispiel des diskursiven Umgangs mit dem «Sitte»-Begriff in der späteren Volkskunde kann die Autorin die Konstituierung dieser Verdrängung aufzeigen und stellt damit den Anschluss an die aktuellen Tendenzen der Schreibung einer volkskundlichen Fachgeschichte her.

Koch-Schwarzer gelingt es in den beiden Teilen ihrer Dissertation Christian Garves Leben, Wirken und die Rezeption seines Werkes anschaulich darzustellen und umfassend zu analysieren. Von einer teilweise etwas komplizierten Ausdrucksweise abgesehen ist die Abhandlung sehr gut geschrieben,

wofür der Leser angesichts des umfangreichen Buches dankbar ist. Bei der Orientierung hilft nicht nur eine klare und detaillierte Gliederung, sondern auch ein Personenregister.

Besonders hervorzuheben ist der umfangreiche Anhang. Neben einem den Stand der Forschung widerspiegelnden Literaturnachweis, welchen man mit Recht bei einer Dissertation erwarten kann, steht ein vorbildliches Quellenverzeichnis. Hier werden detailliert und zum ersten Mal alle Quellen zu Garve mit ihrem Umfang und, soweit möglich, mit Datierung nach Fundorten erschlossen. Die grosse Gründlichkeit und Findigkeit der Autorin bei der Erschliessung des ungedruckten Werkes spiegelt sich in diesem Verzeichnis, welches jeder weiteren Beschäftigung mit dem Moralphilosophen als Grundlage dienen wird. Weiter ist ein chronologisches Verzeichnis aller Briefe von und an Garve mit Fundort beigegeben, welches einen Einblick in die Entwicklung seines kommunikativen Netzwerkes gibt.

Abschliessend lässt sich sagen: Leonie Koch-Schwarzer belegt eindrücklich, dass ein Teil der populären Moralphilosophie zu den Vorläufern der Volkskunde zählt und die Wissenschaftsgeschichte dieses Faches entsprechend ergänzt werden muss. Darüber hinaus gibt die gelungene Arbeit inhaltlich und konzeptionell wichtige Anstösse für die künftige wissenschaftsgeschichtliche Forschung zur populären Moralphilosophie als einer vielschichtigen Denkrichtung der Spätaufklärung im Allgemeinen und Christian Garve als ihrem führenden Vertreter im Besonderen.

Ulf Wendler

ARNOLD ANGENENDT: *Geschichte der Religiosität im Mittelalter*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1997. XIV, 986 S., 19 s/w Abb.

Gesamtdarstellungen zur Geschichte, Politik, Kultur und Religiosität des Mittelalters gibt es bekanntlich einige, aber nur wenige, die den Bereich der christlichen Religion so systematisch und gleichzeitig umfassend vorzuführen vermögen wie Angenendt. Denn sein umfangreiches Buch, gegliedert in sieben Teile zu unterschiedlich vielen Kapiteln (insgesamt 23), folgt, wenn ich richtig sehe, strikt einer dogmatischen Ordnung: I: Das «Religionsgeschichtliche» Mittelalter, II: Die überirdischen Mächte, III: Offenbarung und Lehre, IV: Welt und Menschen, V: Die Liturgie, VI: Gnade und Sünde, VII: Tod und Jenseits, wobei der Verfasser stets diachron verfährt, von der Spätantike bis Luther, und zu Beginn jedes Teils die religionskulturellen Vorstufen der Antike skizziert und am Schluss Ausblicke in die neuere und neueste Zeit gibt. Das Mittelalter ist so wirklich eingebettet in einer mittleren Zeit, die religionsgeschichtlich in vielem Abfall vom Urchristentum ist, aber gleichzeitig auch die Ansätze der beiden Religionsgründer Jesus und Paulus wirkungsvoll im Leben des einzelnen Menschen durchzusetzen versuchte und in vielem ausdifferenziert hat. Wer nicht den langen Atem der Lektüre über 750 eng bedruckte Seiten hat, lese vorerst den knapp gehaltenen Epilog (S. 751–758) – vielleicht das beste Einzelstück –, und er wird Mut gewinnen, sich in das Buch hineinzubegeben. Dabei ist jeder Teil so angelegt, dass er für sich gelesen werden kann und in sich abgerundet ist. Quellen- (S. 849–861) und Literaturverzeichnis (S. 864–939) sind selbst für einen ausgewiesenen Forscher eindrücklich, umfassen sie doch nicht weniger als 299 bzw. 2148 Titel.

Für die volkskundliche Forschung bietet das Buch ein schier unüberblickbares Material, vor allem aber Anregungen, die Hinweise im Detail weiter zu verfolgen. Hier nur einige wenige Beispiele: Die Problematik der ungetauften verstorbenen Kinder, bereits von Augustinus behandelt und bis heute ein schwieriges Thema (S. 381); der sympathische Zauber und das «Totbeten» (S. 382); das Beten von Hunderten von Vaterunsern und Ave Marias als gezählte Frömmigkeit¹ (S. 427); das auch in der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft lokal gepflegte «Grosse» oder «allgemeine Gebet» (S. 481); der Laie Franziskus von Assisi, der das Abendmahl gefeiert haben soll (S. 559); über die Pflichten zur Caritas (S. 595ff.). Kardinal Ratzinger empfehle ich insbesondere die genaue Lektüre von S. 586ff. Der spätmittelalterliche Erzbischof von Köln erscheint auf Siegeln nicht nur in Bischofstracht mit Mitra und Stab, sondern im Herzogsgewand mit Fahne und Schwert, Zeichen des tiefsten Verfalls des ganz auf Frieden ausgerichteten Urchristentums.

Dem Rezensenten sei gestattet, eigene Wünsche zu äussern, die in dieser Erstauflage nicht berücksichtigt, aber vielleicht in einer späteren Überarbeitung aufgenommen werden könnten. So fehlt mir auf Seite 577 etwa der Hinweis auf die Nahrungslosigkeit des Schweizer Heiligen Nikolaus von Flüe; beim Protokoll des Jüngsten Gerichts ist die vergebliche Fürbitte Marias und des Johannes des Täufers nicht

¹ Vgl. jetzt Peter Ochsenein: *Privates Beten in mündlicher und schriftlicher Form. Notizen zur Geschichte der abendländischen Frömmigkeit*. In: *Viva Vox und ratio scripta. Mündliche und schriftliche Kommunikationsformen im Mönchtum des Mittelalters*, hg. von C. M. Kaspar und K. Schreiner. Dresden 1997, 135–155.

erwähnt. Das wichtige Motiv begegnet uns erstmals in altitalienischen Weltgerichtsspielen und findet dann von dort Eingang in die zahlreichen alemannischen Weltgerichtsspiele des 15./16. Jahrhunderts.²

Kurz: Die neue «Geschichte der Religiosität im Mittelalter» ist eine *histoire totale* im besten Sinn. Das sollte auch genutzt werden, nicht nur für die Forschung. Wäre ich Vorsitzender der deutschsprachigen Bischöfe oder gar Bischof von Rom, würde ich im Einklang mit meinen Kollegen anordnen, dass an allen Priesterseminarien die Lehrstühle für Dogmatik, mittelalterliche Kirchengeschichte und mittelalterliche Liturgik zu streichen wären. Statt der ohnehin meist langweiligen Vorlesungen erhielte jeder Theologiestudent von seiner Diözese das Buch von Angenendt geschenkt, und er hätte es zu studieren und sich die Fakten zu merken, genau so, wie die Medizinstudenten am Schluss ihres Studiums ihre Handbücher auswendig lernen. Das gäbe künftigen Priestern und Pastoralassistenten ein neues Relief und vielleicht gar Hoffnung auf eine erneuerte Kirche im Geiste ihrer beiden Gründer.

Peter Ochsenbein

ULI WUNDERLICH: Ubique Holbein: Drei Totentanzwerke aus drei Jahrhunderten. Zürich: Adrian Flümann 1998. 88 S., Abb.

Wer vor einigen Jahren zur Operation mit dem Tram ins Basler Kantonsspital fuhr, musste bei der Haltestelle «Totentanz/Kantonsspital» aussteigen. Heute heisst die Station nur noch «Kantonsspital». Viele Leute empfanden die Verbindung als ungebührlich und beschwerten sich. Nicht beschwert haben sie sich über die Namengebung des Basler Seniorenheims «Adullam». Offensichtlich beherrschen nur noch wenige Latein, und die meisten der wenigen wissen nicht, dass im Namen eine Suspension vorliegt, denn gemeint ist «Ad ullam horam». Frühere Zeiten haben sich unbefangener mit dem ausweichlichen Schicksal des Sterbens auseinandergesetzt und die unumstössliche Tatsache nicht einfach verdrängt.

Sichtbarer Ausdruck dafür ist der Totentanz. Eine internationale Vereinigung «Freunde des Totentanzes» (mit 122 Mitgliedern im Jahr 1996) belegt, dass der Totentanz auch heute weiterlebt. Wohl nicht zufällig ist ein grösserer Teil der Mitglieder Mediziner. Uli Wunderlich, neugebackene Präsidentin der Vereinigung, gibt neuerdings auch eine Zeitschrift «Totentanz» heraus. Ihre kleine Gabe auf den Geburtstagstisch von Hans Holbein d. J. stellt in Text und Bild drei Werke vor, die den leider von den Baslern zerstörten Totentanz bei der Predigerkirche kopiert bzw. rezipiert haben: 1538 wurden unter dem Titel: «Simulachres et historiees faces de la mort» von den Lyoner Buchhändlern Jean und François Frelon 41 Holzschnitte veröffentlicht, «die Hans Lüttzelberger nach Entwürfen des Künstlers in Basel gestochen hatte» (S. 9). Eine Trouvaille ist die bislang unbekannte Sammlung von Gouachen nach dem Basler Totentanz «mit 40 Darstellungen in Deckfarben und den zugehörigen Dialogversen» (S. 25). Schliesslich veröffentlichte der in Basel geborene Illustrator Johann Rudolf Schellenberg 1785 25 Radierungen unter dem Titel «Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier». An den drei Zyklen lässt sich vielerlei ablesen: etwa wie sehr die Illustrationskunst sich stets ändert, wie die Menschen, mit denen der Tod tanzt, in ihre Zeit eingebunden sind, und nicht zuletzt: dass das Skandalon des Sterbenmüssens die Menschen immer wieder beschäftigt hat und wohl in der Gestaltung des Totentanzes eine der beeindruckendsten Allegorien gefunden hat.

Peter Ochsenbein

RALF GRABOWSKI: «Zünftig, bunt und heiter»: Beobachtungen über Fans des volkstümlichen Schlagers. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1999. 150 S. (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 20).

In dieser unter Prof. G. Korff in Tübingen entstandenen Magisterarbeit lässt uns der Verfasser teilhaben an einem Erlebniskreis, der für viele Zeitgenossen einen wichtigen Teil ihrer freizeithlichen Lebenswelt ausfüllt: die Hingabe an ihr *fandom* für den volkstümlichen Schlager. «Beim volkstümlichen Schlager geht die Post ab: die Kinder tanzen, die Erwachsenen treibts auf die Bänke»; der Tonträgerverkauf in Deutschland hat schon 1989 die Grenze von 100 Millionen Mark pro Jahr überschritten und

² Vgl. Peter Ochsenbein: Marias Fürbitte im Churer Weltgerichtsspiel von 1517. In: Geschichte und Kultur Churrätens. FS P. Iso Müller, hg. von U. Brunold u. L. Deplazes. Disentis 1986, 583–611; Ursula Schulz (Hg.): Churer Weltgerichtsspiel. Berlin 1993 (Texte des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, 35); Hans Blosen: Zur Ausgabe des «Churer Weltgerichtsspiels». In: Augias 47, Aarhus 1995, 25–43; Ders. und Ole Lauridsen (Hg.): Das Kopenhagener Weltgerichtsspiel. Heidelberg 1988 (Germanische Bibliothek, IV, Texte); Hansjürgen Linke: Das Güssinger Weltgerichtsspiel. Heidelberg 1995 (ebda., IV, 9).

ist seither mit einem Zuwachs von gegen 100% pro Jahr gewachsen. Auch hat sich der Habitus der volkstümlichen Musik geändert; sie hat Sepphose, Gamsbarthut und alpine Tracht immer öfter abgelegt und sich in Auftreten und Technik Rock- und Pop-elemente angeeignet. Der Autor dieser Arbeit ist dem mit diesen Feststellungen eingegrenzten Phänomen mit dem volkskundlichen Instrumentarium auf den Leib gerückt, was er auf Grund seiner Vorbeschäftigung in den Medien und einer gewissen Affinität zur Sache mit grossem Geschick unternommen hat.

Der Schritt vom Liebhaber der Volksmusik zum «Fan» ist ein formeller; man tritt dem Fanclub für eine bestimmte Volksmusikgruppe bei. Man wird durch Mitgliederbeitrag Abonnent eines internen Mitteilungsblattes (*fanzine*) und geht die Verpflichtung ein, an möglichst allen Veranstaltungen der betreffenden Musikgruppe teilzunehmen. So werden die Fans eingebunden in eine action-orientierte Freizeitgestaltung. Sie spielen eine wichtige Rolle als Anheizer der Stimmung, identifizieren sich durch bedruckte T-Shirts und helfen bei der Werbung und Organisation mit. Die Fanclubs des volkstümlichen Schlagers sind keine von aussen gesteuerten Massenvereine, wie sie aus der Branche der Popmusik bekannt sind; auch gibt es meistens jeweils nur einen statt viele solcher Clubs pro Musikgruppe.

Grabowski geht in seiner Arbeit den Komponenten der Lebenskreise der Fans, ihrer Clubs und deren Verhältnis zu den Musikern nach, wobei er alle seine Befunde in geschickter Weise mit Zitaten aus Interviews und zwanglosen Gesprächen belegt. Er zeigt auf, wie sich die Zugehörigkeit zu einer Fangemeinde stufenweise vom «Fremden» zum «Touristen», zum *buff* und zum *freak* entwickelt, wie sich das Publikum insgesamt rekrutiert (beileibe nicht nur «rechts» und gesetzten Alters), wie sich die Fans innerhalb des Publikums und unter sich identifizieren und welche Rolle diese Identifikation in ihrem Selbstverständnis einnimmt. Er untersucht die Entstehung von Fanclubs (entweder auf direkte Initiative der Musiker und ihrer Familien, oder durch zunächst Aussenstehende) und deren innere Organisation und Leitung, schildert die wechselnde Rolle des Aufführungsortes (vom Bierzelt zur Halle für Grossveranstaltungen) und, sehr anschaulich, das kommunikative Verhalten der Teilnehmer.

Diese Arbeit überzeugt vor allem als Darstellung und Auswertung von Feldforschung. Es wäre verdienstvoll, wenn die sich rasch verändernde Szene des volkstümlichen Schlagers weiterhin so beobachtet und dargestellt würde. Sie ist keineswegs überbefragt, wie es traditionellere Gegenstände volkskundlicher Forschung (z.B. alpine Restkulturen) sind. Vielmehr illustriert diese Fan-Szene hervorragend die Tatsache, dass die kulturelle Identität vieler Zeitgenossen ein biografisches Puzzle mit unterschiedlichsten Komponenten ist. Das *fandom* für den volkstümlichen Schlager steht gleichberechtigt neben anderen, z.T. ebenso action-orientierten Freizeitbeschäftigungen und schliesst die Teilnahme an der E-Kultur keineswegs aus.

Die theoretische Basis für die Arbeit wird in den ersten zwei Kapiteln gelegt; sie bezieht sich grösstenteils auf die bekannte einschlägige (und z.T. recht datierte) Literatur. Es ist zu hoffen, dass sie der Autor, etwa in einer Dissertation, erweitern und vertiefen könnte.

Margaret Engeler

DIETER KRAMER: Von der Notwendigkeit der Kulturwissenschaft. Aufsätze zur Volkskunde und Kulturtheorie. Marburg: Jonas Verlag 1997. 127 S.

Niemand nach Heinz Maus (Zur Situation der deutschen Volkskunde, in: Die Umschau 1/1946 [!], S. 349ff.) hat so eindeutig die Existenzfrage unseres Faches gestellt wie Dieter Kramer, als er 1970 den 66. Jahrgang der Zeitschrift für Volkskunde mit dem alarmierenden Aufsatz «Wem nützt Volkskunde?» eröffnete. Mit der Kritik von Heinz Maus, die sich vor allem auf die Schuld der Volkskundler am Missbrauch ihres Faches durch das NS-Regime bezog, haben sich nur sehr wenige beschäftigt und auseinandergesetzt. Dieter Kramer, der in seiner Marburger Studienzeit bei Heinz Maus und Wolfgang Abendroth gehört hat, stiess mit seiner unmissverständlichen Frage und der nicht minder unmissverständlichen Antwort ebenfalls auf Ablehnung des damals schon wieder bestehenden Establishments volkskundlicher Lehrstühle, aber er hatte die kritischen Fachvertreter namentlich des Tübinger Ludwig-Uhland-Instituts unter Hermann Bausinger auf seiner Seite und war fortan bis in die Gegenwart einer der entschiedensten Verfechter neuen volkskundlichen Denkens und Handelns als einer konsequent kulturwissenschaftlichen Disziplin mit als demokratische Verpflichtung verstandenen Aufgabe gegenüber der Gesellschaft.

Dies vorangestellt, kennzeichnen die dreizehn Aufsätze der vorliegenden Veröffentlichung, zu denen auch «Wem nützt Volkskunde?» gehört, das Engagement des Verfassers für eine Volkskunde, die mehr sein kann als eine sich selbst genügende Disziplin, die sich einmischen will in die kulturell-gesellschaftlichen Prozesse unserer Zeit und die in diesem Sinn auch vor politischen Stellungnahmen nicht zurück-

scheut. Sie vermag dies freilich nur im Rahmen der Kulturwissenschaften, und nur so gilt auch für sie die Ermutigung des einleitenden Abschnitts «Wider den Kleinmut der Kulturwissenschaften». Von daher sind die dreizehn Aufsätze so etwas wie ein strategisches Papier für zahlreiche, unterschiedliche Einsatzmöglichkeiten und -notwendigkeiten einer «integralen» kulturwissenschaftlich definierten Volkskunde, die, wie der Autor mehrfach betont, es nicht damit bewenden lassen kann, vorhandene Wissens- und Erkenntnislücken im herkömmlichen Kanon zu schliessen, sondern sich – gemäss ihrem gesellschaftlichen Anliegen – ebenso den Problemen unserer Zeit und somit den Sorgen und Nöten ihrer Menschen zu widmen. Das betrifft u. a. die Stellungnahme zu der umfassenden Problematik der Ökologie, zu den Gefahren der Hypertrophie alles Ethnisch-Fundamentalistischen, zum Verstehen und Eintreten für die Menschenrechte, zur Geschichtlichkeit dieser und ähnlicher Phänomene sowie vor allem zur Erkenntnisfähigkeit des Kulturellen für individuelle und gesellschaftliche Lebensprozesse. In diesem Sinn sind die vorliegenden Aufsätze in vier Kategorien eingeteilt: Kulturwissenschaft und die Krise der Lebenswelt; Was ist Kulturanalyse?; Zum Umgang mit der Vielfalt; Zur Verortung der Kulturwissenschaft.

An die dreissig Jahre hat sich Dieter Kramer als genuiner Volkskundler mit den erwähnten Komplexen einer modernen Lebenswelt beschäftigt und dafür am wenigsten die volkskundliche Fachliteratur zu Rate ziehen können. Vielmehr bedient er sich auffallend häufig der Feuilletonliteratur führender Tages- und Wochenzeitungen sowie der jeweils aktuellen, kulturkritischen und -affirmativen gesellschaftspolitischen Veröffentlichungen. Ein ungemein reicher wissenschaftlicher Apparat, der jedem zugeht, der sich heute noch und heute wieder mit der nach wie vor virulenten Frage: «Wem nützt Volkskunde?» auseinandersetzen hat.

Der Verfasser gehört nicht zu den «Neuerern» der Volkskunde, der sich von manchem, das in jahrzehntelanger Arbeit gesammelt, publiziert oder in den Museen ausgestellt wurde und wird, lossagen möchte. Ihm geht es vielmehr um die Erweiterung der bisherigen fachlichen Fragestellung durch Erörterungen über die Motivation der von Menschen geschaffenen Kulturgüter materiellen, geistig-mental und sozialen Charakters, über das «Warum» der entsprechenden Haltungen und Handlungen, in Abhängigkeit, aber auch in Überwindung von herrschaftlicher Observanz, im Bewahren und Aktivieren dessen, was Alf Lüdtke den «Eigensinn» nennt, was wir mit «Lebensweise und Alltag in all ihrer Komplexität, im Zusammenhang von Produktion und Konsumation, Regeneration und Reproduktion, Sozialisation und Individuation, Moden und Traditionen» begreifen (S. 33). All das macht Kultur und Kulturwissenschaft aus, jedoch nicht allein im Beschreiben, sondern im Herausarbeiten der «Analyse des Prozesses der Auswahl und des Zustandekommens von Strukturen, Spezifika und Eigentümlichkeiten», die ihrerseits beeinflusst sind von «(historisch ableitbaren) Kriterien wie Tradition, Werte, Normen usw., und von wirkenden Faktoren wie Markt, Politik usw.» (ebd.). Wenn Dieter Kramer in diesen Zusammenhängen resümiert, es wäre an der Zeit, «auch aus der ehemaligen Volkskunde heraus eine solche integrale Vorstellung von Kulturforschung und Kulturwissenschaft zu entwickeln» (ebd.), so fühlt sich der Rez. veranlasst, auf die DDR-Volkskunde zu verweisen, die in eben dieser Weise – und historisch periodenspezifisch – nach dem Beispiel von Jürgen Kuczynski sich der Alltagsgeschichte des deutschen Volkes vom 16. Jahrhundert bis 1945 gewidmet hat und zu gleichen theoretischen Erkenntnissen, auch hinsichtlich der Notwendigkeit historisch-kulturwissenschaftlicher Interdisziplinarität, gelangt ist.

Die Frage nach dem Nutzen von Volkskunde hat Dieter Kramer dreissig Jahre lang immer wieder neu gestellt und sich dazu mit den unterschiedlichsten Beispielen bei ebenso verschiedenen Gelegenheiten in der wissenschaftlichen und kulturellen Öffentlichkeit zu Wort gemeldet. Das geschah insbesondere mit den Themen dieser dreizehn Aufsätze. Nicht immer ist ihm dabei die Anerkennung für seinen Einsatz zuteil geworden, im Gegenteil. Es ist aber nicht von ungefähr, dass seine Vorstellungen von einer wachsenden gesellschaftlichen Verantwortung der Disziplin im Rahmen der Kulturwissenschaften dort eine feste Position eingenommen haben, wo sich Volks- und Völkerkunde nicht voneinander abkapseln, sondern sich unter dem Eindruck und den globalen Bedingungen einer Welt mit gemeinsam gewordenen Bedürfnissen und Voraussetzungen zu deren Erfüllung gegenseitig ergänzen, als empirische Kulturwissenschaft «die historischen und gegenwärtigen kulturellen Strukturen erforscht» (S. 125) und sich offen hält für die Kooperation etwa mit Kulturgeschichte, Kulturanthropologie, Kulturosoziologie u. a. Im Sinne und in der Einsicht der Zusammengehörigkeit von Volks- und Völkerkunde hat sich 1990 in Berlin die «Gesellschaft für Ethnographie e.V.» gegründet. Ihr gehört Dieter Kramer seit Beginn an, im Informationsblatt dieser «GfE» hat er mehrfach publiziert und ist heute Mitglied des Vorstands. Mit der Erweiterung der Bezeichnung zahlreicher volkskundlicher Lehrstühle in solche für «Europäische Ethnologie/Volkskunde» oder die kürzlich erfolgte Zusammenlegung der traditionellen Berliner Volkskundemuseen zum «Museum Europäischer Kulturen» ist die Frage «Wem nützt Volkskunde?» im Wesentlichen beantwortet.

Dieter Kramer ist einer der rühmlichsten Protagonisten für den Paradigmawechsel der traditionellen Volkskunde zu einer interdisziplinär betriebenen Kulturwissenschaft, die bereit und im Stande ist, ihr Forschungspotential nicht nur geschichtlichen Vorgängen und deren «notwendigen» kulturellen Grundlagen zur Verfügung zu stellen, sondern auch «für aktuelle Problemlagen wie Ökologie, zukunftsfähige Entwicklung, den Umgang mit kultureller Vielfalt und den kulturellen Kontext von Menschenrechten» fruchtbar zu machen (Klappentext).

Schliesslich: In Anbetracht dessen, dass die Historiografie sich der Zusammenarbeit mit den Kulturwissenschaften – mithin auch der Volkskunde – entschiedener zuneigt als ehemals (vgl. Hans-Ulrich Wehler, *Die Herausforderung der Kulturgeschichte*, München 1998), sind die Aufsätze von Dieter Kramer zur rechten Zeit erschienen.

Wolfgang Jacobeit

MATTHIAS STREMLOW: *Die Alpen aus der Untersicht. Von der Verheissung der nahen Fremde zur Sportarena. Kontinuität und Wandel von Alpenbildern seit 1700*. Bern/Stuttgart/Wien: Haupt 1998. 318 S., 9 Abb.

Die Alpen leben, sie leben mehr denn je. Sie leben sowohl auf der realen (Tourismus, Landwirtschaft, Politik, Industrie) als auch auf der symbolischen Ebene, auf welcher Inhalte, Sinn und Bedeutungen generiert und abgebildet werden. Die Reihe der Publikationen neueren Datums (Mathieu, CIPRA, Zeitschrift *L'Alpe*)¹ wird mit der nun vorliegenden Dissertation des Zürcher Germanisten Matthias StremLOW um ganz wesentliche Aspekte erweitert und bereichert. Um zu erklären, wo Alpenbilder herkommen, verweilen und hingehen, spannt StremLOW ein Netz auf, eine Verflechtung voller Sinninhalte und Bedeutungen und deren Interpretationen.

Bereits im Vorwort lesen wir von der Fantasie des Menschen, von den Entwürfen, welche er daraus hervorzaubert, vom Bild der Alpen, das daraus entsteht, von dessen kultureller Vermittlung und dessen öffentlichem Einüben. Einer deutlichen und in ihrer Klarheit doch verwirrenden Fotomontage (?) folgt der erste Titel, der in seiner Aussage bezeichnender nicht sein könnte: «Die Alpen im Kopf». Und da wird der erste Einspruch kommen: Die Alpen sind primär geomorpho-chronologisch entstandene Gebilde, welche rein durch ihre physische Präsenz im Raum gar nicht mehr wegzudenken sind. Unverdrossen aber geht StremLOW seinen Weg weiter, redet von und in Bildern, von der Entstehung und Überlieferung und vom Wandel von Alpenbildern, er redet vom «Imaginationsraum» Alpen, vom «Faszinosum» Alpen, und er meint damit eine «kulturell vermittelte und verfestigte Betrachtungsweise» (S. 13, 14). Wir wollen natürlich wissen, was damit gemeint sein könnte.

Damit Alpenbilder «im Kopf» (und damit Interpretationen) entstehen und transportiert werden können, müssen gewisse, präziser benennbare Mechanismen in Zeit und Raum spielen. StremLOW arbeitet über die «semantischen Bedeutungsinterpretationen zwischen den aktuellen Alpenbildern und überlieferten Vorstellungen» (S. 267). Er arbeitet also an Wahrnehmungsmodellen und deren Veränderungen. Er schlägt uns einen unkonventionellen, aber einleuchtenden Weg zur Entzifferung vor. Was uns in diesem Buch als roter Faden begleitet, ist im Wesentlichen eine Denkfigur fest-flüssig, welche auf unterschiedlichen, miteinander aber vernetzten Ebenen sichtbar wird. StremLOW arbeitet erstens mit dem Vokabularium der Geowissenschaften (Topografie, Sedimentation, Alpentektonik), und wer mit diesen Begriffen operiert, will den Raum und dessen Inhalte benennen. Diesem ersten begrifflichen Instrumentarium setzt er Projektions-, Imaginations-, Wahrnehmungsräume und dergleichen entgegen oder bei. Diese Begriffe verweisen auf semantische, symbolische und tiefenhermeneutische Strukturen. Als dritte Kategorie wird von Sachwerten, von Standardisierung, von normativen Prozessen, von Nutzen, von Stabilität, Ordnung und kollektiven Werten geschrieben, und damit wird klar, dass hier auf sozio-kulturelle Ordnungsstrukturen hingewiesen wird. StremLOW will einen Bedeutungs-, Funktions-, Paradigmen- und Wahrnehmungsmusterwandel sichtbar machen. Er ortet dynamische Prozesse und er sieht diese als Grundlage von Handlungsmustern für kollektive, mentale Weltentwürfe.

(Leider) ohne es explizit auszusprechen, weist StremLOW in folgende Richtung: In jeder Kultur wird über sozio-kulturelle, symbolische, psychologische und semantische Ordnungsebenen ein Textvorrat mit codierten Themen angelegt. Dieser dient der Sicherung in und von kulturellen Systemen. Dieser Vorrat ist bei Bedarf – für kommunikative und interaktive Prozesse – abrufbar. Dieser Bedarf äussert sich über eine Bewertung, welche nach dem Grad der Verfestigung und der Lage im kulturellen Raum vorgenommen wird. Ein verfestigtes kulturelles Phänomen nimmt in der Regel eine zentrale Lage mit

¹ Jon Mathieu: *Geschichte der Alpen 1500–1900*. Wien/Köln/Weimar 1998; CIPRA: *Alpenreport 1*, Bern 1998; *L'Alpe*, Grenoble 1998ff.

hoher Bewertung im Raum ein, ein flüssiges oder verflüssigtes Phänomen – diese Zustände definieren sich über den Gebrauch – wird eher in peripherer Lage mit niedriger Bewertung zu finden sein. Zentralität und damit hohe Bewertung und Bedeutung sind also Voraussetzungen für eine Semiotisierung, was einer weiten Distribution, einer hohen Frequenz und hohem Prestige – auch auf gesellschaftlicher Ebene – gleichzusetzen ist. Zentrale Segmente werden eher kollektiv tradiert als periphere.

Was also als Textvorrat weitertransportiert wird, ist der kollektive Wissensvorrat. Der dynamische Kreislauf einer kulturologischen Situierung in Raum und Zeit läuft also über Verfestigung und Verflüssigung, über Translokation und Transformation, die Elemente sedimentieren sich nach Bedeutungs- und Zentralitätsgrad. Stremlow wagt es, Dimensionen zu erweitern. Er verweist auf ein feines Netz von bedeutenden und bedeuteten Verbindungen, welches in vielen Linien noch unscharf ist. Für diese Unschärfen gibt es gute Gründe: Die Dogmen der Wissenschaften und die (vorläufige) Unklarheit der neuen Erklärungsmuster.

Stremlows Arbeit ist ein ganz wichtiger Beitrag zu einem Diskurs, der lineare, monotone Wege verlässt, um in bebilderte, erlebbare und auch interdisziplinäre Räume zu gelangen. *Ernst Schlumpf*

VALERIA SIEVI/REGULA GERSPACHER: «Hochverehrte liebe theure würdige Mutter!» Sr. Eugenia Welz (1833–1899) von der Kongregation der Schwestern vom Heiligen Kreuz, Ingenbohl. Ihr Leben und ihre Briefe während der Sammelreisen in der Schweiz, in Ungarn, Siebenbürgen und Slavonien für das Kreuzspital in Chur. Chur: Bündner Monatsblatt 1997. 264 S., Abb., 1 Karte (Bündner Monatsblatt, Beiheft, 7).

Die vorliegende Publikation ist in erster Linie eine Edition von Briefen der Schwester Eugenia Welz, einer jungen Schweizer Nonne, die diese zwischen 1856 und 1863 aus Ungarn, Siebenbürgen und Slavonien an die Oberin der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz in Chur geschrieben hat. Dorthin war sie von ihrem Orden für sieben Jahre auf «Sammelreise» geschickt worden, um Geld für das Spital zu Hause zu erbitten. Was das Buch allerdings für weitere Kreise durchaus interessant macht, sind die einleitenden Abschnitte von Valeria Sievi und Regula Gerspacher, die die Briefe der jungen Ordensschwester in einen mehrschichtigen sozialen und kulturellen Kontext einpassen und ein tiefgreifendes Verständnis der Briefe ermöglichen.

In der «Einführung» nimmt Regula Gerspacher auf zeitgeschichtliche Hintergründe Bezug und betont das verstärkte soziale Engagement religiöser Organisationen angesichts zunehmender Verarmung und Verwahrlosung, die als Schattenseiten der Industrialisierung und des strukturellen Umbruchs im 19. Jahrhundert auch in zahlreichen Regionen der Schweiz zu beobachten waren. Ganz im Sinne der «Caritas», der um Gottes Willen geübten Nächstenliebe, wirkte der Kapuzinerpater Theodosius Florentini (1808–1865), der als Gründer der Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz firmiert und eine Fülle von Waisen-, Armen-, Pfründner- und Krankenhäusern sowie Schulen und Fabriken im In- und Ausland zur Bekämpfung der «überhandnehmenden Demoralisation und Irreligiosität» initiierte bzw. gründete. Allerdings – und das betont die Autorin – wäre die Umsetzung derartiger Sozialreformen nicht ohne die Unterstützung «seiner» geistlichen Töchter möglich gewesen.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts erlebten die weiblichen Kongregationen insgesamt einen immensen Aufschwung und die vorliegenden Briefe spiegeln ein Frauenleben, das nicht einen Sonderfall bildet. Vielmehr stellte es eine zunehmend gebräuchliche weibliche Lebensform der Zeit dar, sich durch den Eintritt in eine Kongregation sozial zu engagieren. Neben der institutionellen Geschichte interessieren Regula Gerspacher auch biografische Hintergründe und Motivationen, die junge Frauen zum Eintritt in eine Kongregation bewegten. Dabei betont sie die Kompromisslosigkeit, mit der die Frauen ihr soziales Engagement und damit verbundene Glaubensprinzipien in die Tat umsetzten.

Im zweiten Part, der der Edition der Briefe vorgeschaltet ist, skizziert Valeria Sievi die Biografien von Schwester Eugenia Welz, Pater Theodosius Florentini und Sr. Maria Theresia Scherer (1825–1888), der Oberin von Ingenbohl, an die die Briefe der jungen Nonne gerichtet sind, und entwirft eine Geschichte des Spitals, für das die Spenden gedacht waren. Unterstützt werden die Ausführungen durch Abbildungen, die die wichtigsten Personen und Örtlichkeiten darstellen. Margareta Welz, in Reichenau im Jahre 1833 geboren, hat als Jugendliche Kontakt mit dem oben erwähnten Pater Theodosius und tritt 1853 ins Noviziat in Chur ein, legt zwei Jahre später ihre Profess ab und erhält den Namen Sr. Eugenia.

Um die Schulden für die zahlreichen karitativen Gründungen des Pater Theodosius zu mildern, wurden junge Schwestern, versehen mit Empfehlungen der geistlichen Obrigkeit, auf mehrjährige Bettelreisen geschickt. Aus den Briefen, die Sr. Eugenia in dieser Zeit an ihre Mutter Oberin schreibt, lässt

sich bei aller Unterwürfigkeit und allem Willen zum Gehorsam auch in gewisser Masse Ärger herauslesen, wenn beispielsweise ihren Bitten nach einer Heimreise nicht stattgegeben wird oder sie erfährt, dass die gesammelten Gelder nicht nur für das Spital verwendet werden. Es wird aber auch die totale Verfügbarkeit über die Schwestern deutlich, sowie deren Bedürfnis nach Beschütztwerden und aufgehobensein.

Die Briefe selbst sind chronologisch geordnet und ausführlich mit Anmerkungen versehen, die für das Verständnis der Schilderungen von Schwester Eugenia äusserst aufschlussreich sind. Die Kopien einiger der Originale ermöglichen einen quasi authentischen Blick auf die Quellen. Ergänzt wird die Edition durch ein Personen- und ein Ortsregister im Anhang sowie ausführliche Angaben zu Quellen und Sekundärliteratur.

Adelheid Schruka-Rechtenstamm

ERNST HALTER/DOMINIK WUNDERLIN (Hg.): *Volksfrömmigkeit in der Schweiz*. Mit 8 Fotoreportagen von Giorgio von Arb. Zürich: Offizin-Verlag 1999. 548 S., Abb.

Dass in der volkskundlichen Fachwelt in letzter Zeit Unbehagen gegenüber dem Begriff «Volksfrömmigkeit» vorgetragen wurde, wissen auch die beiden Herausgeber; darum – so denke ich – haben sie Wolfgang Brückner gebeten, ein grundsätzliches Einleitungskapitel zu schreiben, das dieser unter den von ihm favorisierten, historisch korrekten, freilich ausserhalb der *scientific community* nicht vermittelbaren Terminus *praxis pietatis* stellt. Die knapp zwanzig Beiträger des Sammelbandes greifen dieses Angebot nicht auf, m. E. ohne negative Folgen für die korrekte Darstellung des Themas. Zeigt es sich doch, dass völlig problemlos eine sachlich zutreffende und materialgesättigte Abhandlung über das Frömmigkeitsleben der Gegenwart oder Halbvergangenheit in einem Land unter Verwendung traditioneller Begriffe geschrieben werden kann, wenn man diese nur definiert oder durch die Art ihrer Verwendung sein Grundsatzverständnis zum Ausdruck bringt. Und in dieser Hinsicht ist in dem gesamten Band keine Gefahr eines (Miss-)Verständnisses von «Volksfrömmigkeit» als Sammelsurium vorchristlicher magischer Praktiken in Opposition zum offiziellen Kirchenkult und/oder den theologischen Lehrmeinungen zu spüren. Dies mag manchen Leser umso mehr überraschen, als nicht jeder Autor die jüngste volkskundliche deutschsprachige Literatur zu seinem Spezialgebiet rezipiert hat. Alle aber zeigen sich kompetent in ihrem Darstellungsbereich und geben interessante Einblicke in Formen der Lebensgestaltung, die ihren Ausgangspunkt Anstössen der Kirche – oder besser der Kirchen – in der Schweiz verdanken.

Im Einzelnen sind dies *Rolf Thalmann*, der aufmerksam macht auf religiöse Ursprünge von Redensweisen, Bildern und Handlungen im Alltag, deren Ausgangspunkt häufig nicht mehr bewusst ist. *Alois Senti* arbeitet überzeugend heraus, dass auf dem Gebiet des Betens im Alltag in den letzten beiden Generationen ein Individualisierungsprozess stattgefunden hat, der weniger die Sache als solche als vielmehr ihre kollektive Aktualisierung verdrängt hat. *Mathilde Tobler* gibt eine Geschichte der sog. Klosterarbeiten vom Beginn im Spätmittelalter mit dem Höhepunkt im barocken Kult um die Katakombenheiligen, mit einem kleinen Kapitel über Haar-Arbeiten. Der (verständlichen) Dominanz katholischer Verhältnisse wird von *Thomas Hengartner* der Blick auf Protestantisches gegenübergestellt, vor allem mit Beispielen von den Hauskreisen des Emmentals. *Roland Inauen* beleuchtet die Formen des Gebetsheilens, welche in der Schweiz (wie auch in Deutschland) auch noch in der Gegenwart trotz aller Säkularisierungstendenzen der Gesellschaft zäh weiterleben.

Einen eindrucksvollen Überblick über das «Neuheidentum» und dessen grundsätzliche Struktur bietet *Otto Bischofberger*, freilich mehr prinzipiell als auf die Schweiz bezogen. *Roland Campiche* wertet Befragungen von Jugendlichen über (u. a.) religiöse Einstellungen aus und kommt zu überraschenden Rückschlüssen hinsichtlich der konfessionellen Hintergründe.

Ein eigenes Kapitel behandelt die konkrete Erscheinung des Heiligen im Raum mit grundsätzlichen Beiträgen von *Klaus Welker* über die Schweizer Sakrallandschaft, von *Paul Hugger* über Wallfahrt und Pilgerschaft mit Vorstellung einiger bedeutender Schweizer Gnadenstätten und von *Franz-Toni Schallberger* mit einer religionspsychologischen Betrachtung über Maria, bei welcher der Renzensent freilich wegen ihrer spekulativen Art einige Bedenken hat. Einige spezifische Schweizer Eremiten und andere Dorfheilige werden von *Pirmin Meier* vorgestellt, in der Regel mit einer biografischen Skizze und der Rezeptionsgeschichte, darunter auch der «Landesvater» Nikolaus von Flüe. *Peter Kern* befasst sich mit den Heiligengräbern der Ostschweiz, jenen seit dem Spätmittelalter vertrauten Bauten der Karwochen-Liturgie, welche seit einiger Zeit eine Renaissance erleben, vor allem auch im benachbarten Tirol.

Ein zentrales Kapitel steuert *Karl Imfeld* bei über Formen der Volksfrömmigkeit im Jahreslauf; es besticht durch grosse Kenntnisse der Schweizer Verhältnisse in der Gegenwart. Freilich hätte man sich

hier die Auseinandersetzung mit neuerer Literatur gewünscht, etwa von Dietz-Rüdiger Moser (Bräuche und Feste im christlichen Jahreslauf, Graz u. a. 1993); es hätte hilfreich sein können bei manchen Interpretationen, die allerdings nicht im Zentrum dieses Beitrages standen. Als konkretes Beispiel eines lokalen Jahreslauf-Brauches wird von *Thomas Antonietti* das Sebastiansfest in Finhaut im Wallis vorgestellt, zu welchem auch eine eindrucksvolle Bildreportage von *Giorgio von Arb* vorliegt. Dass regionale Betrachtung keine wesentlich anderen Ergebnisse bringt als die thematische, zeigt sich am Beitrag von Ottavio Lurati über die italienische Schweiz. Einzelfeste wie die Kilbi/Kirchweih, der Umritt am Tag Christi Himmelfahrt in Beromünster oder die Schlachtenfeiern mit ihren unterschiedlichen Funktionen im Lauf der letzten beiden Jahrhunderte werden vorgestellt und interpretiert von *Dominik Wunderlin*, *Ludwig Suter-Brun* und *Paul Wicki*. Der volkskundliche Altmeister *Paul Hugger* gibt einen auf die rites de passage konzentrierten Überblick über volksfromme Bräuche im Lebenslauf mit einigen treffenden Beobachtungen, die nicht nur für die Schweiz Geltung haben, wie etwa die zunehmende Ästhetisierung der Hochzeitsfeierlichkeiten. *Fritz Franz Vogel* beschliesst das Werk mit einem Überblick über das religiöse Volksschauspiel der Schweiz vor dem Hintergrund der allgemeinen Entwicklung seit dem 10. Jahrhundert.

Erfreulicherweise hat das opulente Werk auch ein ausführliches Register, wie es sich für ein als Handbuch konzipiertes Buch geziemt. Getreu dieser Zielrichtung dominiert insgesamt die Deskription, doch immer wieder auch mit Ansätzen zur Analyse. Besonders gelungen erscheint mir der methodische Zugriff zu dem schwierigen und sehr komplexen Thema über thematische, konfessionelle, regionale und personale Betrachtungen. Dass sich diese beliebig vermehren liessen und insofern weitere wünschenswerte Kapitel benannt werden könnten, betonen auch die Herausgeber.

Für mich ist entscheidend, dass man einen überzeugenden Weg gefunden hat, um wesentliche Einsichten in das Spannungsfeld religiöser Praxis in der Gegenwart zu vermitteln. *Walter Hartinger*

WOLFGANG BRÜCKNER: Die Wallfahrt zum Kreuzberg in der Rhön. Würzburg: Echter 1997. 200 S., 201 Abb. (Kirche, Kunst und Kultur in Franken, 7).

Wolfgang Brückner legt mit dem grossformatigen, reich bebilderten Band eine Gedenkschrift zum 350-Jahr-Jubiläum des fränkischen Wallfahrtsortes und seiner Bruderschaft vor. Letztere geht auf die Wirren und Leiden des Dreissigjährigen Krieges zurück. Der markante vulkanische Hügel in der Rhön, im Herzen Deutschlands, bot sich als Pilgerort geradezu an. Geschichte und Legende um den Heiligen Berg der Franken decken sich nicht ganz: Während die Legende will, dass der hl. Kilian im 7. Jahrhundert das erste christliche Kreuz in Franken errichtete, belegen die Quellen des Bistums Würzburg das erste Kreuz zur Zeit der Gegenreformation. Erst hundert Jahre später – also tausend Jahre später, als die Legende besagt –, blühte der Wallfahrtsbetrieb auf und wurde die Bruderschaft gegründet. Diese hat seither ununterbrochen und unter unterschiedlichsten Bedingungen Wallfahrten organisiert und den Pilgerbetrieb aufrechterhalten. Ein Mittel war stets die Gestaltung der Gebets- und Liederbücher für die Pilger. Darin hat die Bruderschaft vom Barock bis auf den heutigen Tag Erfahrungen gesammelt und Traditionen gebildet.

Brückner selbst hat die Wallfahrt viermal mitgemacht. Der Band ist daher weder blosser Geschichtsschreibung noch gedeutete Volksreligiosität, sondern ebenso sehr Zeugnis und Bekenntnis eines gläubigen und Heimat liebenden Zeitgenossen. Der Fotograf Hans Heer, selbst Mitglied der Bruderschaft zum Heiligen Kreuz, ist ein weiterer teilnehmender Beobachter und Schilderer des Geschehens. Seine einfühlsamen Aufnahmen bilden das Pendant zu Wolfgang Brückners Texten. Das macht den Jubiläums- und Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung (im Jahre 1997) für ein breites Publikum interessant.

Die beiden sind nur zwei von mehreren Hundert Pilgern, die während fünf Tagen den 170 km langen Weg unter die Füsse nehmen. Obschon sich die Geschichte der Wallfahrt zum Kreuzberg durch Höhen und Tiefen auszeichnet, versiegt der Strom von Pilgern nie. Stützpunkt dazu bot und bietet das neben einer wundertätigen Quelle errichtete Kloster am Kreuzberg. Ziel der Wallfahrer ist allerdings nach wie vor der Kalvarienberg mit seinen vierzehn Stationen und die auf einer steinernen Tribüne errichteten drei Kreuze. Diese stehen am höchsten Punkt der Rhön und sind vom Kloster aus auch heute noch nur zu Fuss erreichbar. Die von Franziskanern und Kapuzinern geförderten Kreuzwegstationen in Franken stellen – wie andernorts auch – das Leben und Sterben Christi als «barockes Freilichttheater» dar. Das Besondere am Rhöner Kreuzberg bildeten die Anfang des 18. Jahrhunderts verliehenen Jerusalemer Ablassprivilegien. Diese Privilegien hatten die Jesuiten erreicht, welche das Pilgerwesen auf dem Kreuzberg markant prägten; sie stellten denn auch kontinuierlich den Präses der Kreuz-Bru-

derschaft. Wallfahrt und Bruderschaft haben das Verbot des Jesuitenordens überstanden und bieten heute noch Möglichkeiten zu individueller und kollektiver Erbauung, zu geistigen Übungen, zu Trost, Stärkung oder Vergebung.

Das 19. Jahrhundert vergrösserte die Schar der Besucher um die Naturbegeisterten, das 20. dann erst einmal um nationalistisch Gesinnte und ums Frankentum Besorgte. Die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts brachte dem Kreuzberg dank seiner speziellen geografischen Lage und Beschaffenheit den Zustrom von Naturwissenschaftlern. Und als Naherholungsgebiet für eine zunehmend verstädterte Region kann sich der Kreuzberg auch an der Jahrtausendwende ungebrochener Beliebtheit rühmen.

Die jährlichen Fusswallfahrten haben seit den 70er-Jahren dank Technik und jederzeit abrufbarer Hilfe wieder mehr Zustrom. Beispielsweise waren im Sommer 1983 über vierhundert Pilger aus Würzburg unterwegs – und, wie die Fotos zeigen, Pilger jeden Alters und beiderlei Geschlechts. Darauf, dass sich mit dem Auf und Ab der Pilgerströme Traditionen und Brauchtum verändern und Neues sich entwickelt, geht Brückner im letzten Viertel des Bandes ein. So vermerkt er positiv, dass auch Frauen in die Würzburger Bruderschaft aufgenommen werden, wo sie andernorts eigene Vereine bilden müssen oder nur auf Listen von Untergruppierungen figurieren dürfen. Erklärt es sich so, dass die Würzburger Bruderschaft einen Höchststand von zweitausend Mitgliedern erreicht hat? Brückner stellt aber auch kritische Fragen: Wie verträgt sich ein Grossaufmarsch mit der Natur? Wie lebt es sich in der Gemeinschaft des Bet-Busses? Und wie viel (innere und äussere) Distanz braucht der Pilgerzug zum begleitenden Musiker-Bus?

Auf übersichtlichen Karten (dem Volkskunde-Atlas nachempfunden) gibt Brückner zusätzliche Informationen über andere Wallfahrtsrouten und aufgelassene Prozessionen. Der Individualpilger, die es auf dem Kreuzberg jahraus jahrein auch gibt, nimmt sich Brückner in diesem Band nicht an. So bleiben Lesende bei allen gebotenen Informationen ohne Antwort auf die Frage, was denn die Faszination des Pilgerns heute ausmacht. Hinweise auf den Vormarsch des Islams in Afrika sowie zunehmenden Wohlstand in unseren Breitengraden sind ja wohl zu pauschal, um ein fränkisches Phänomen zu erklären. Zudem kommen sie als Thesen daher, wo Fragen-Stellen und Vermutungen-Äussern wohl eher am Platz wären.

Diese wenigen Vorbehalte zum Inhalt tun dem schönen Band keinen Abbruch: Durchgehend klare grafische Gliederung, viel Bildmaterial aus Vergangenheit und Gegenwart, stets ausführlich beschrieben, sowie ein ausgezeichnetes System, die Literaturangaben auf der laufenden Textseite zu integrieren, machen die Lektüre einem breiten Publikum leicht und angenehm – und dennoch akademischen Ansprüchen genügend. Dem Band ist ein Echo über die Kreuzberger Wallfahrt hinaus zu wünschen, und dieser sowie der gefeierten Bruderschaft ein langes Fortbestehen.

Maja Fehlmann

MARTINA BLASCHKA: Tupperware als Lebensform. Die Schüssel, die Party, die Beraterin. Eine empirische Studie. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1998. 208 S., 32 Abb. (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 19).

Dieser Magisterarbeit (bei Köstlin und Korff) steht die Neugier an bekannten Elementen in unbekanntem Umfeld Pate. Somit ist sie aus bester ethnografischer Tradition entstanden. Taschen voller Tupperware, zwischengelagert im Treppenhaus eines Mehrfamilienhauses in einer mittelgrossen Stadt in Süddeutschland, gaben Blaschka den Anstoss, sich mit dem alltäglichen Gebrauchsgegenstand und mehr noch mit dessen Umgebung zu befassen. Blaschka stellt eingangs kurz die Produkte und das Marketing der Firma Tupperware vor (welche nach dem Zweiten Weltkrieg in den USA von E. S. Tupper gegründet wurde, seit den 60er-Jahren in Europa, heute weltweit mit Produktionsstätten und Verkaufszentralen vertreten ist). Die Managementzentrale, in der – im Gegensatz zum Vertrieb – nur Männer in fixen Anstellungen arbeiten, streift Blaschka nur knapp. Ihr Interesse gilt den (ausschliesslich weiblichen) Vertreterinnen und Anwenderinnen der Wunderschüssel. Unter ihren Kommilitoninnen, Bekannten und Befragten traf sie kaum jemanden, der nicht gewusst hätte, was eine Tupper-Schüssel ist – und dass man nur über ein spezielles Verkaufs- und Verteilsystem an sie herankommt. Es sind dies die Tupperpartys, für Blaschka analog den Kaffeefahrten ein Massenphänomen, für gewisse Leute ein Freizeitvergnügen und Ausdruck ihres Lebensstils und daher Gegenstand zeitgenössischer Volkskunde. Soweit die Rechtfertigung für die Wahl ihres unspektakulären Themas.

Die beiden Hauptkapitel sind der Tupperparty und den Beraterinnen gewidmet; es geht um Kommunikation, Selbstdarstellung und Rituale. Material wurde mit verschiedenen Methoden gesammelt. Die teilnehmende Beobachtung und Interviews stehen im Vordergrund. Beim Verarbeiten der Daten greift Blaschka selbstverständlich auf Fachliteratur und zudem auf ihr Forschungstagebuch zurück.

Letzteres zeigt sich besonders geeignet beim sorgfältigen Reflektieren ihrer Rolle als Forscherin unter all den Frauen, denen sie via Tupperware begegnet. Das Prinzip Gastfreundschaft war für sie zugleich Schlüssel wie Bestandteil des Forschungsobjektes. Die Produkte von Tupper sind in keinem Laden zu finden und werden nicht verkauft, sondern von Beraterinnen angeboten, erläutert und in einem zweiten Schritt erst abgegeben. Beraterinnen erhalten eine kurze Einführung in ihre Tätigkeit durch eine Zentrale der Firma und nehmen sozusagen als permanente Weiterbildung an den Meetings der grossen Tupper-Familie teil. Das Vokabular und die semiprofessionellen Geschäftsbedingungen vermitteln den Frauen den Eindruck emotionaler Nähe und Verbundenheit mit anderen Beraterinnen (eben nicht Verkäuferinnen) und zur Firma. Rückseite dieser schmeichelnden Medaille sind die wenig abschätz- und durchschaubaren finanziellen Gewinne beziehungsweise Verluste dieses netten Engagements.

Die Partys werden meist an Abenden organisiert, wenn die am Feierabend heimkehrenden Väter die Rollen in Haushalt und Kinderbetreuung übernehmen. Das gibt den Beraterinnen die Möglichkeit, ausser Haus tätig zu sein oder zu werden, ohne fremde Dienste oder Hilfe in Anspruch zu nehmen. Allerdings will jede Party vorbereitet sein und noch mehr nachbearbeitet werden: alte und neue Produkte sollen immer wieder attraktiv vorgestellt werden. Dazu gehört die Werbung für die einmalig gute Form und Material sowie Appelle an Ordnung und Reinlichkeit im Haushalt, welche Frauen dank Tupperware zum Wohle ihrer Lieben einfacher einhalten können. Es müssen Bestellungen ausgeführt, Rechnungen gestellt und Einnahmen kontrolliert werden, dazu kommt die Auslieferung der Ware und die Bearbeitung von Reklamationen. Alle diese Arbeiten sind – analog der Hausarbeit – unsichtbar und müssen ebenso wie die Hausarbeit irgendwann untertags von den «Heimchen am Herd» oder eben «am Tupper» erledigt werden; das bedeutet ohne eigens dafür hergerichteten Arbeitsplatz (daher das eingangs erwähnte Tupper-Depot im Treppenhaus). Trotz dieses traditionellen Rollenmusters, so kann Blaschka feststellen, vermitteln die Auftritte in fremden Stuben vor anderen Frauen das Gefühl, «auf einmal wieder was wert zu sein». Dank wiedergewonnenem Selbstwertgefühl stellt die Tätigkeit für Tupper für viele Frauen ein Sprungbrett zur ausserhäuslichen Erwerbsarbeit dar.

Dem gelungenen Einblick ins Tupper-Geschehen lässt Blaschka Innenblicke der Beraterinnen folgen. Besonders erwähnenswert sind die zehn Seiten Geschichten über Tupper, die zeigen, dass auch ein ebenso neuartiger wie banaler Behälter aus Kunststoff im Nu von Sagen umwoben werden kann.

Die gut verständlichen Texte illustriert Blaschka mit nüchternen Schwarzweiss-Aufnahmen, die uns Geschehen und Symbolik rund um Tupperware auf sympathische Weise näher bringen. Gute Zusammenfassungen am Ende jedes Kapitels erleichtern den Weg ins «Tupperland» zusätzlich. Ein Epilog, in dem sich Blaschka von ihren Tupper-Freundinnen einfühlsam und witzig verabschiedet, zeigt muster-gültig, wie Alltagsforschung fair betrieben werden kann.

Maja Fehlmann

PETRA BOCKHORN: «Wien ist keine Stadt wie jede andere.» Zum aktuellen Wien-Bild in deutschsprachigen Reiseführern. Frankfurt a. M./Bern: Lang 1997. 330 S. (Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse; N. F., 1).

Die neue Folge der Wiener Beiträge zur Volkskunde und Kulturanalyse bringt als erstes eine Diplomarbeit aus den Fächern Geografie und Volkskunde. Der Herausgeber der alten und neuen Reihe lobt in seinem Vorwort gleichermaßen das Vorhaben des Verlags und die erste Publikation. Das Medium Reiseführer sei bislang in der erst spärlich entwickelten Branche der Tourismusforschung kaum bearbeitet worden. Dabei käme ihm ein «grosser erzieherischer Wert» zu. Der Herausgeber, Olaf Bockhorn, begrüsst daher sowohl die Themenwahl der gleichnamigen Autorin, Petra Bockhorn, als auch deren vielfältige Arbeitsweise. Anstoss dazu war die Arbeitstagung von 1989 der Arbeitsgruppe Tourismusforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Auch wenn die Reiseführerforschung – zumindest im deutschsprachigen Raum – noch wenig gediehen ist, präsentiert Petra Bockhorn im ersten Teil ausführlich das Umfeld dieser Forschung sowie die Kernbegriffe ihrer Arbeit: Lebenswelt, Image, Sehenswürdigkeit, Wahrnehmung und Städtetourismus.

Im zweiten, etwas umfangreicheren Teil der Arbeit steht dann Wien oder vielmehr das in Reiseführern vermittelte Bild von Wien im Mittelpunkt. Dieser Teil soll in der Tradition der Sozialgeografie an der «Lösung sozio-kultureller Probleme mitwirken». Dieses Engagement ist zweifellos lobenswert. Am Beginn des ersten Teils wird ein Abriss der Tourismusgeschichte geliefert, den Bockhorn als temporäre Flucht definiert, die sich wesentlich durch Beziehungslosigkeit zu Objekten, zu Mittouristen und zu Einheimischen auszeichne. Im Gegensatz zu temporärer Mobilität früher ist der moderne Tourismus, erst recht der Massentourismus, nicht instrumentell, das heisst er dient weder dem Geschäft (Wanderarbeiter und Handelsreisende), dem Seelenheil (Pilger) noch kriegerischen Zwecken (Soldaten und

ganze Heere). Zentrale Zwecke heute sind Erholung, Abwechslung, Abenteuer oder andere stark persönlich gefärbte Interessen. Die freie Marktwirtschaft versteht es, auch solche Bedürfnisse gewinnbringend zu befriedigen, in dem sie immer wieder neue Örtlichkeiten oder neue Aspekte altgedienter Destinationen «entdeckt», aufbereitet und anbietet. Die Frage der Übernutzung von Natur und Kultur wird zwar von Bockhorn gestellt, die Antwort aber wird kaum gestreift, da sie in den untersuchten Reiseführern nicht thematisiert wird.

Der Städtetourismus als Teil des gesamten Tourismusgeschäfts ist seit den 1960er-Jahren am Expandieren, seit den 1980ern am Boomen. So hat Wien im untersuchten Zeitraum (1980 und 1988) die Übernachtungszahlen fast verdoppeln können und sich damit Rang 4 unter Europas Hauptstädten erobert. Fürs Jahr 2000 rechnen Wiens Tourismusverantwortliche mit zehn Millionen Übernachtungen. Neunzig Prozent der Wien-Touristen sind Ausländer, ein Viertel davon kommt aus Deutschland. Der Durchschnittstourist stammt selber aus einer Stadt, ist dem Mittelstand zuzurechnen, gut gebildet und befindet sich in der Lebensmitte. Knapp die Hälfte dieser Touristen verwenden einen Reiseführer. Hauptsächliche Motivationen bei der Wahl Wiens zum Reiseziel sind: Kultur, Bildung, Atmosphäre und Vergnügen.

Was bietet Wien diesen Touristen? Nach Bockhorn in erster Linie das Image von Wien, ein Konstrukt also, das sich leicht aneignen lässt, das Orientierung bietet und die Selektion vereinfacht. Bei der Erschaffung dieses Image und beim Transfer über starke Symbole leistet die Fotografie unschätzbare Dienste. Diese Mechanismen untersucht Bockhorn näher anhand von 38 ausgewählten deutschsprachigen Reiseführern, die sich zurzeit in Wien auf dem Markt befinden. Dabei erfahren wir gleichzeitig, was zurzeit in Wien geboten ist und wird. Ergänzt werden diese in kursiver Schrift abgehobenen Ausführungen durch kritische Kommentare der Autorin und bekräftigt durch Auszüge aus der Fachliteratur. Im Grossen und Ganzen versucht Petra Bockhorn an allen Sujets die Dialektik von Image und Wahrnehmung abzuhandeln. Mustergültig gelingt dies bei der Sachertorte und dem Streit ums «echte» oder «ursprüngliche» Rezept dazu. Was hat ein Tourist von solch raffinierten Marketing-Strategien? Auch da leitet ihn der Reiseführer, indem er lakonisch rät, am besten verlasse man sich auf seinen Geschmack!

Lebten alle Touristen nach dieser Devise, erübrigte sich das untersuchte Genre. Ob das Reisen oder die Touristen dann besser wären, würde Petra Bockhorn wohl verneinen, bringt sie doch zum Schluss (auf ganzen drei von über dreihundert Seiten) vielmehr Verbesserungsvorschläge für die Gestaltung von Reiseführern. Diese Seiten der Diplomarbeit kommen etwas schulmeisterlich als Anweisung an Reiseführer-Autoren daher. Ob damit das bekennerrische Engagement Bockhorns eingelöst werden kann, ist zu bezweifeln, kommen doch (wie sie selbst schreibt) längst nicht alle Touristen mit diesem Medium in Kontakt. Dem hehren Ziel, die Erziehungswirkung von Reiseführern zu verbessern, erscheint die komplizierte Schreib- und Darstellungsweise Bockhorns wenig angemessen. Vielmehr entspricht diese dem «Image» und dem «Marketing» akademischer Publikationen und dient der akademischen Mobilität, die – so wenig wie der Massentourismus – sich nicht so schnell ändern lassen (und es wohl auch nicht müssen).

Maja Fehlmann

JOSEF IMBACH: Der Heiligen Schein. Heiligenverehrung zwischen Frömmigkeit und Folklore. Würzburg: Echter 1999. 280 S.

Selten habe ich eine Publikation zur Volksfrömmigkeit in Vergangenheit und Gegenwart mit grösserem Vergnügen gelesen als die vorliegende Darstellung des Professors für Fundamentaltheologie und Grenzfragen zwischen Literatur und Theologie an der Theologischen Fakultät San Bonaventura in Rom; verbindet sie doch geschliffene sprachliche Darstellung mit wissenschaftlicher Belehrung auf höchst amüsante Art und Weise. Sie nähert sich einem Zentralkapitel der volkstümlichen Glaubenspraxis auf ironisch-distanzierte Weise und lässt doch spüren, dass das *consentire cum ecclesia* Leitlinie des Denkens des Autors ist und es ihm nicht ankommt auf reisserische Blossstellung menschlicher Unzulänglichkeiten im Umgang mit Jenseitigem und Jenseitigen, sondern auf verstehendes Eindringen und Bewahrung sinnvoller Grundideen. Letzteres Anliegen wird nicht auf der Linie des rezensierenden Volkskundlers liegen, doch einem seiner Kirche verbundenen Theologen wird man es vorbehaltlos zugestehen.

Die einzelnen Kapitel dieses Buches kreisen um das Thema der Heiligenverehrung, zeichnen den historischen Werdegang nach und kehren immer wieder zur zentralen Frage zurück, was vor dem jeweils geschilderten Hintergrund annehmbar erscheint für einen gläubigen Christen der Gegenwart. Der Bogen spannt sich von dem topischen Charakter der meisten Heiligen-Legenden über die Entwicklung

des Patronatswesens und die Besonderheiten der Namensgebung bis hin zur Entfaltung des Gnadenbild-Kults und des Ablasswesens und die Kulmination in Pilgerschaft und Wallfahrt der spätmittelalterlichen Gesamt- und der frühneuzeitlichen katholischen Kirche. Die souveräne Meisterschaft in allen Fragen der Kirchengeschichte lässt dabei einzelne Abschnitte entstehen, die auf sehr gedrängtem Raum das Entscheidende herausarbeiten, so zur Praxis der römischen Jubeljahre, zum Buss- und Ablasswesen, zum Reliquienkult oder zu den Verfahren der Heiligsprechung, u. a. Abhold jedem belehrend pastoralen Grundton und voll von spritzig-sprühenden Beobachtungen über (leider) Allzumenschliches im Bemühen der europäischen Christenheit um die Erlangung von Heiligung und Heil lässt der Autor den Leser wie nebenbei sich auseinander setzen mit den Grundbedingungen christlicher Lehrentfaltung und bietet ihm laufend die Möglichkeit eigener kritischer Positionsfindung. Vor dieser drückt sich auch Josef Imbach nicht, sondern bezieht Stellung, im Wesentlichen mit dem Grundtenor einer Ablehnung der meisten Formen der traditionellen Heiligenverehrung. Dies betrifft insbesondere die Bemühung der Heiligen als Fürbitter vor Gott, welche weder dem Geist der biblischen Annäherung an Gott entspricht noch den Intentionen der Amtskirche seit dem II. Vatikanum. Legitim erscheinen allenfalls die pädagogisch-katechetische Vertiefung in vorbildliches Heiligenleben und die dankbare Freude über die an den Lebenswegen der Heiligen sichtbare Gnadenfülle eines Gottes, der die Menschen liebt.

Josef Imbach ist Theologe und kennt das theologische Schrifttum; die Berücksichtigung zentraler volkskundlicher Publikationen (z. B. von Lenz Kriss-Rettenbeck und Wolfgang Brückner) hätte vielleicht einzelnen Kapiteln eine noch grössere Stringenz (etwa zum Gnadenbild und zur grundlegenden Haltung der Anheimstellung) gegeben und gelegentliche Spekulationen über die Fortdauer vorchristlich-magischer Haltungen erübrigt (S. 89 und 155), doch sind derlei Defizite angesichts der insgesamt runden und geschlossenen Darstellung nur marginal. Aufs Ganze erweist sich auch bei dieser Untersuchung der grosse Anteil, den Laien – und in deren Bund Vertreter der Mönchsorden – für die Ausbildung der Frömmigkeitsformen des Alltags gehabt haben. Die Lehre vom strafend-gerechten Gott, auf welche man mit dem Konstrukt einer hilfreichen Heiligenschar reagierte, war freilich auch jahrhundertlang Leitlinie der offiziellen Kirche. Vielleicht ist dies der Grund, warum Imbach den Begriff der Volksfrömmigkeit vermeidet – ihn auch nicht thematisiert; damit liegt er aber (ungewollt?) auf der Linie der gegenwärtigen volkskundlichen Veröffentlichungen zu diesem Themenkreis. *Walter Hartinger*

GABRIELA MURI: Aufbruch ins Wunderland? Ethnographische Recherchen in Zürcher Technoszenen 1988–1998. Zürich: Volkskundliches Seminar der Univ. Zürich 1999. 240 S., Abb. (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 8).

Die Technoszene, kaum zehn Jahre alt, aus Detroit und Chicago in den Zürcher «Untergrund» eingewandert, ist zu einem überaus präsenten, breit rezipierten Phänomen der Jugendkultur (der 12–30-Jährigen) geworden. Die Medien standen ihr lange ratlos-geschäftig gegenüber, und so ist eine eingehende volkskundliche Behandlung des Themas von grosser Aktualität und Nutzen. Die Autorin, Architektin und Volkskundlerin, ist ihrer persönlichen Lebensgeschichte und ihrer Ausbildung nach eminent prädestiniert zur Lösung dieser Aufgabe; sie hat sie in vorbildlicher Weise gelöst.

Gabriela Muri nennt ihre Arbeit korrekterweise «ethnographische Recherchen». Das Hauptgewicht liegt auf der Beschreibung der Zürcher Technoszenen 1988 bis 1998 (S. 65–214), wobei sie (als Architektin) die wesentliche Rolle der Räume und Orte, die Stadt als Bühne der Technokultur bewusst herausarbeitet. Der kulturwissenschaftlich-volkskundliche Aspekt kommt immerhin in den Analysen der Interviews zum Zuge. In zwei einleitenden Kapiteln referiert Muri über das Umfeld der Jugendkulturen, unter Bezugnahme auf gesellschaftswissenschaftliche (S. 15–45) und musikhistorische Begriffsgebäude (S. 46–64). In ihren Schlussbemerkungen (S. 215–219) formuliert die Autorin drei Thesen, mit denen sie ihre Befunde und Analysen zusammenfasst zu einer Einschätzung der Technoszene innerhalb der gegenwärtigen soziokulturellen Entwicklung der Jugendkulturen und innerhalb der Gesamtgesellschaft.

Im Markt der Musik und der Lebensstile der kontemporären Jugend hat sich Techno ein eigenes, unverwechselbares Gesicht geschaffen. Die Musik ist weitgehend bestimmt durch die Möglichkeiten der Digitalisierung und des *sampling*. Sie ist sowohl in der Erzeugung wie in der Präsentation wesentlich anonymer als etwa Rock und Pop: man sieht keine Stars im Scheinwerferkegel. Die Tonträger werden (noch) nicht von Grossproduzenten erzeugt, sondern sind «no-name»-labels, verkauft vorwiegend in kleinen Plattenläden, die zugleich Szenentreffpunkt sind und wo *flyers* über die Szene orientieren. Das Ambiente ist typischerweise der unwirtliche Brachraum des verflorenen Industriezeitalters; die opti-

sche Symbolik die der grossfächigen, textähnlichen Graffiti. Der DJ wirkt im Hintergrund und arbeitet an der Dramaturgie des Ablaufes und nicht an seiner eigenen Herausstellung. Hingegen unterstreicht der einzelne Teilnehmer der Technoszene seine Individualität: Er/sie stimmen sich (für ganze Wochenenden) auf die Anlässe ein durch entsprechende Kleidung, Schminke und auch durch Pflege der körperlichen Fitness, was bei der Dauer und Intensität (enorme individuelle Beweglichkeit, unablässig angefeuert von Rausch erzeugender Musik – und wohl auch von Ecstasy und anderen Drogen) durchaus nötig scheint.

Die Autorin schildert diese Dinge sehr plastisch aus eigenen Erlebnissen heraus, vertieft diese aber durch Interviews mit Teilnehmern aller Altersstufen sowie (wertvollerweise) mit den Hauptpromotoren der Technoszene in Zürich. Die Analyse dieses Materials zeugt von fundierten Kenntnissen der volkskundlichen Methodologie und Literatur. So ergibt sich ein differenziertes Bild der Technoszene und ihres Publikums: von der nostalgischen Zeit des «Untergrundes» zur Zeit der «Technokids», die ihren Zugang und ihren Stil der Omnipräsenz der Medien verdanken. Die Szene selbst ist divers: sie reicht von Technopartys im kleinen («family»-)Kreis in Velounterführungen und dergleichen, von den «Raves» in Fabrik- und Kongresshallen bis zur «Streetparade», von Hunderten zu Hunderttausenden von Teilnehmern. Beim Erlebnis eines Technoanlasses dominiert das intensive, selbstdarstellerische Mitgehen und das durchaus neuartige Ambiente: ekstatisch-individuelle Tanzbewegungen, bis hin zur kuscheligen androgynen Friedfertigkeit. Es regiert ein «Technoknigge», der Ausreisser und Anmacher verpuffen lässt.

Die Technoszene, wie sie Gabriela Muri beschreibt, setzt einen bewussten Kontrapunkt zu den Mediendarstellungen, deren Konsumenten sich an den pittoresken Selbstdarstellungen und den Grossaufmärschen visuell und ereignisbezogen ergötzen. Sie setzt auch andere Schwerpunkte als z. B. die Politiker, die sich den Zugewinn Zürichs an kultureller Vielfalt und touristischer Attraktivität zugute halten. Wenn sich aber die Volkskunde mit Aktualitäten ihres Gegenstandes – der Alltagskultur – befasst, so muss sie dies auf einem höheren Niveau der Begrifflichkeit tun als etwa die Tagespresse und das Partysespräch. So spricht die Autorin auch über die «Streetparade» (seit 1992 eine jährlich wiederkehrende Zürcher Veranstaltung grösster Attraktivität) als von einem Volksfest, einer politischen Kundgebung, einem volkstümlichen Brauch, einem exhibitionistischen Schwulen- und Lesbenhappening, von einer Feier des tolerierten Drogenkonsums und der Befreiung zur Körperlichkeit, und vom Punk der Wohlstandsjugend. Aber sie differenziert, widerlegt und verdeutlicht diese Begriffe und bewertet ihr Zutreffen. In Konkurrenz allerdings mit der Tagespresse scheint eine solche eingehende Analyse schwerfällig und pedantisch, im Unterschied zu journalistischen Darstellungen, bei denen die Oberfläche der Phänomene weitgehend unreflektiert anhand von Gemeinplätzen rezipiert wird. Gerade diese mediale Verarbeitung ist aber, wie die Autorin bemerkt, selbst ein volkskundlich relevantes Thema: Aus der Technoszene werden, ähnlich wie aus der traditionellen Folklore, Versatzstücke und Konzentrate in die Kulturindustrie und in die Werbung importiert, welche die Vertrautheit des Publikums mit diesen «Signalen» zu schätzen und zu verwerten wissen.

So entwirft dieses sehr lesenswerte Buch von Gabriela Muri, ebenso wie die Technoszene selbst, ein Genrebild unserer technisierten Gegenwart und ihrer Bewältigung in der Freizeitkultur.

Margaret Engeler

HEINRICH MEHL (Hg.): Typisch Schleswig-Holstein? Merkmale – Meinungen – Missverständnisse. Heide: Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens 1997. 208 S., Abb. (Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum. Volkskundliche Sammlungen, 2).

Das Typische mit all seinen erdenklichen Implikationen ist zu einem der in Ausstellungen und Veröffentlichungen wiederholt aufgegriffenen Themen geworden. Mit der Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung im Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum liegt ein beachtenswertes Beispiel dieses Arbeitsfeldes der deutschsprachigen Volkskunde der 1990er-Jahre vor. Dem Klischee einer heilen Welt wurde bereits durch die archivalische Volkskunde das Senkblei der historischen Realität vorgehalten. Nun führen an die zwanzig Autoren und Autorinnen ältere und moderne, bekanntere und unbekanntere (doch nicht weniger typisierende) Materialien vor. Sie spannen den Bogen bis in die Gegenwart; ihre Themen reichen von Tourismus, Malerei, Hausbau, Schifffahrt, Erzählstoffen, Dialekt, Heimatkundeunterricht oder etwa der Literatur bis hin zu Flüchtlingszuwanderung und Hightech – da eine Rezension dieser Vielfalt und Vielschichtigkeit nicht gerecht zu werden vermag, muss auch sie selbst auf ein Grundübel des Typisierungsprozesses zurückgreifen: die Reduktion.

Einleitend skizziert *Heinrich Mehl* Zentrales: Obschon Klischee und Wirklichkeit hart aufeinander

treffen, sind die Vorstellungen einer heilen Welt zwischen Meer und Raps in Fremd- und Selbstbild internalisiert. Gegensätzliche Zuschreibungen zwischen Häuslichkeit und Weltoffenheit, Einwanderungswellen aus allen Himmelsrichtungen und Emigration in verschiedene Länder führen zum Zitat von Gerhard Kaufmann, «dass das Eigene etwa einer Landschaft nie nur aus sich selbst entstand, sondern als Schnittmenge einer grossen Fülle kultureller Einflüsse von allenthalben zu definieren ist» (S. 11). Den Mechanismen der Entstehung von Typischem auf diesem *carrefour culturel*, den dabei massgebenden individuellen und kollektiven, wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen spüren die nun folgenden 21 Beiträge nach.

Im frühen touristischen Blick ortet *Claudia Petschelt* nicht nur Idealisierungen zur «Schweiz des Nordens», sondern auch pejorative Äusserungen, ja Übersteigerungen. Doch weicht der aufklärerische Wind mit seiner Kritik an Land und Leuten (mangelnde Hygiene, Arbeitsunlust) und seiner gesellschaftspolitischen Brisanz (Leibeigenschaft) immer mehr dem Kanon der Sehenswürdigkeiten. Die Macht der damals eingespielten Bilder und Meinungen bestätigt selbst eine aktuelle Umfrage, die *Dieter Fürst* anstelle: Im spontan abgefragten Aktivwissen von 126 Studierenden (!) dominieren natürliche Faktoren (Meer, Landschaft), und die Bewohner und Bewohnerinnen werden in längst etablierten Charakterisierungen als stille und verschlossene Zeitgenossen gesehen. Ähnlich ernüchternd das Resultat des gut dokumentierten Beitrages von *Karin Szadkowski*: Die Realität wird von Containerschiffen, auch von Elektroboot-Prototypen bestimmt, während in Köpfen und Herzen die schöne alte Segelromantik à la «Gorch Fock» oder der halbschmerzliche Walfang vorherrschen (die der Seele und dem Gewissen besser bekommen als die geschichtliche Realität, zu der auch Sklavenschiffe gehören). Die selektive Wahrnehmung geht hier (ungeachtet der Erfolge von Industriegeschichte, Verkehrs- und Transportmuseen) so weit, dass z. B. 1984 der letzte Schleikahn zerstört wurde (S. 95f.). Analog der Befund von *Kirsten Serocki* am kurz dargestellten, doch wichtigen Parameter Heimatkundliteratur: Bis in die jüngste Zeit hinein wird, trotz Fortschritten in Richtung Sachlichkeit, infolge der Reduktion von Realität, infolge der Ausblendungen, Idealisierungen und Harmonisierungen die «Möglichkeit eines differenzierten Kennenlernens von Landschaft und Bevölkerungsgruppen» verhindert (S. 52) – Identifikation läuft über Vereinfachungen, Überhöhungen und – indirekt – Auslassungen.

Den Etappen, den Gruppierungen oder den einzelnen Machern solcher Konstruktionen gehen die Beiträge unterschiedlich detailliert nach. *Uwe Claassen*, der an Stelle von Volkslebensmalerei bzw. -bildern den Begriff Genremalerei vorschlägt (S. 49), deckt in den Kompositionen der Maler detektivisch die Brüche auf und beleuchtet die gesellschaftlichen Utopien, die von Küstenbewohnern (in der Art ihrer Hirten- und Sennenkollegen in den Alpen) bevölkert werden. Andernorts postulierte Mechanismen sind hier beispielhaft nachvollziehbar etwa in der Gestalt des Malers C. L. Jessen (1833–1917), dessen erfolgreiches Schaffen (der «Friesenmaler» schlechthin) nicht ohne die bildliche Verdichtung zu Heimatlichem, ja die Schaffung eigentlicher Mythen (zu denen schliesslich auch der Produzierende selbst gehört) denkbar ist. Nicht den Einfluss eines Einzelnen (der solche Wirkung ohne entsprechende Bedürfnislage und Echo nicht erreicht hätte), sondern eines ganzen Landes untersucht *Heinrich Mehl*: Hollands Vorbildfunktion und direkter Einfluss sind bei der Technik der Landgewinnung, in der Milchwirtschaft mit ihrem gesamten Gerätebestand, beim Bau der Windmühlen oder in Details der Wohneinrichtungen so offensichtlich, dass sich ein Laienpublikum mit dem inzwischen geflügelten Wort fragt, ob auch hier alles Echte Import sei. Dies belegt auch *Gundula Hubrich-Messow* mit den «Biographien» der Sagengestalten, die eine Mischung aus historischen Personen und Ereignissen, legendenhaftem Nebel und aus angrenzenden Regionen stammenden Motiven darstellen. So wenig davon historisch gesichert ist, so viel wird es heute kommerziell genutzt und behauptet seine Position im Gefüge der Auto- und Heterostereotypen, wie auch die Themen der anderen Aufsätze zeigen.

Das schön gestaltete Buch will weder ein theoriebefrachteter Beitrag zu Regionalismus-, Identitäts- und verwandten Diskussionen sein noch wird hier zum volkskundlichen Feldzug gegen die Instrumentalisierung geblasen. Die Beiträge aber sprechen Klartext. Sie lösen teils sogar ein, was heute von einem Heimatkundebuch erwartet würde: Das Kapitel von *Martin Gietzelt* etwa thematisiert den in Ortschroniken vernachlässigten Zustrom der infolge Städtebombardierungen Evakuierten, der aus den Ostgebieten Vertriebenen und der Flüchtlinge nach 1945. Trotz der «katastrophalen Nachkriegssituation in Schleswig-Holstein» mit den einschneidenden demografischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Begleitumständen kam es zu Integration und zu Engagement für den Aufbau – eine typische Leistung? Ebenso liesse sich hier nach den heutigen Alternativen zu Gettoisierung und Lethargie fragen. Der Publikation ist breite Beachtung zu wünschen – würden diese Inhalte beispielsweise Schülern zwischen 8 und 12 Jahren adäquat vermittelt, wählten dann einige zwischen 18 und 22 Jahren vielleicht andere Schuhe als Springerstiefel? Im Terrain des Typischen kann die Volkskunde ein gewichtiges Wort in aller Öffentlichkeit mitreden.

Werner Bellwald

ELISABETH KATSCHNIG-FASCH: *Möbliertes Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile*. Wien/Köln: Böhlau 1998. 414 S., Abb. (Kulturstudien. Sonderband, 24).

Wie wohltuend, wenn schlagwortartige, inflationär gebrauchte Begrifflichkeiten ein wenig empirischen Boden und kritische Schärfe gewinnen. «Lebensstilen» in «postmodernen Zeiten» ist Elisabeth Katschnig-Fasch in ihrem Buch «Möbliertes Sinn» auf der Spur. Statt vor Zeitdiagnosen der Beschleunigung und Unübersichtlichkeit zu kapitulieren und zur «Grossen (und anerkannteren) Geschichte» überzulaufen, kann sie aus kulturwissenschaftlicher Perspektive dazwischenfragen, welche tatsächlichen Veränderungen denn in Lebensgestaltung und -bewertung der Menschen eingetreten seien, die berechtigen, von kulturellen Brüchen und sozialen Auflösungserscheinungen zu sprechen. Ist das, was ehemals prägte und wirkte – Beruf, Alter, Bildung, Herkunft, Gruppenzugehörigkeit –, heute bedeutungslos geworden? Die Aufmerksamkeit richtet sich auf das «Innenleben» der Lebensstile, auf die symbolische Dimension sozialen Handelns vieler Einzelner, die erst einmal besucht, gefragt sein wollen, bevor ihr jeweiliger Lebensstil als Spiegel hegemonialer sozioökonomischer Strukturen scheinbar entlarvt, entzahlt und kategorial verortet werden kann. Hier jedoch geht es um die Frage der «kulturellen Dynamik von Lebensstilen als ständige Konfliktpotentiale zwischen gewachsenen Strukturen und neuen Möglichkeiten, zwischen Anpassung und Abgrenzung». Aus und mit der Binnenperspektive von Akteurinnen und Akteuren weist Katschnig-Fasch darauf hin, dass Lebensstile als kulturelle Ordnungen von Sinnwelten immer auch Potentiale kreativer Aneignung und Spuren von Widerständigkeit tragen. Ohne also die mächtigen gesellschaftlichen Verhältnisse aus den Augen zu verlieren, gilt es, der «informellen Logik des tatsächlichen Lebens» (Geertz 1978) in ihren Orientierungen und Wissensbeständen, ihrem Gewordensein und Werden nachzugehen.

Die Autorin hat dies in mehreren Untersuchungsphasen zwischen 1980 und 1994 in ihrer Heimatstadt Graz getan. Nach der theoretischen Verortung in den Diskussionen um Postmoderne und Lebensstil in den Anfangskapiteln nimmt das Buch Kurs auf Stadt und städtisches Wohnen. Unterschiedlichste Quartiere und Wohnformen, vom bürgerlichen Gründerzeitviertel über die Werkswohnsiedlung bis zu modernen und sogenannten postmodernen Siedlungsprojekten gewinnen historisch, intentional und sozialräumlich Kontur, und in ihnen die hier – derzeit – Wohnenden. Sie gewähren Einblick in ihre Wohnbereiche, ihren Alltag, ihre Herkunft, ihre Erfahrungen und Referenzsysteme. So verfeinert sich fast selbstverständlich die Palette der Aspekte und Bedingungen, die «Lebensstil» konstituieren: Geschlecht und Alter, Arbeit, Zeitlichkeit, Ökologie, Situativität, Körperlichkeit und historische Prägung des sozialen Umfelds finden Eingang in eine aufnahmefähige Analyse, die Komplexität nicht flach konstatiert, sondern sich ihr programmatisch stellt. All dies schlägt sich im Wohnen nieder, in der Bedeutung der Küche, dem alten Schrank, der Pokalsammlung, den neuen Nachbarschaften. Am «Unterschied» und der ihm zugehörigen Ungleichheit hat die Verfeinerung der feinen Unterschiede nichts geändert. Je näher, je unerbittlicher: Wo nur noch eine Wand die Abgrenzungsbedürftigen trennt, werden Klavier und Stereoanlage zu entscheidenden Waffen. «Distinktion» bleibt die Zauberformel, auch wenn neue Dinge ins Spiel kommen, die Wahlmöglichkeiten sich erweitert haben und die «durchmischten» Kapitalsorten «nicht mehr (allein) den Vorgaben einer kapitalistischen Gesellschaft gehorchen». Dennoch kann, wer wie Elisabeth Katschnig-Fasch beharrlich Innenperspektiven und Eigenlogik aufsucht, neben hierarchisch konzipierter Distinktion auch horizontal verfasste Differenz entdecken. So verflüchtigt sich die ehemals hochgehaltene Bedeutung der Echtheit des ein oder anderen Dinges zu Gunsten seiner zufrieden konstatierten Verweiskraft. Und andernorts wird Altes nicht um des Alters willen wichtig, sondern weil es eigenhändig wieder in Stand gesetzt wurde. «Hinter den Fassaden» kündigen sich, so Katschnig-Fasch, neue kulturelle Konstruktionen der Geschlechterverhältnisse, veränderte soziale Beziehungen und Wertvorstellungen an. Belieblichkeit, Amoralität und Unverbindlichkeit lassen sich vorrangig aus Sicht derer beklagen, die einst die legitime Definitionsmacht darüber beanspruchen konnten, was passend, moralisch und verbindlich war. Damit ist es nunmehr vorbei. Nach der überzeugenden und stets zum Weiterdiskutieren anregenden Darlegung von Ambivalenzen, des Neben- und Ineinanders von Tradition und Innovation, Selbstzentriertheit und Solidarität besticht die scheinbar schlichte Diagnose von der «Dominanz des Übergangs». Sie erkennt an, dass in solcher Zeit «jede Verabsolutierung nur noch Gegenreaktion» sein kann. *Kirsten Salein*

JOHANNES MOSER (Hg.): *Eisenerz. Eine Bergbaugemeinde im Wandel*. Mit Beiträgen von Lioba Abbenante, Annette Brenner, Nadja Buoyardane, Michael Graf, Johannes Moser, Alexander Scheid, Björn Schipper, Heike Schmid, Antonia Walther. Frankfurt/M.: Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie 1997. 261 S., Ill. (Kulturanthropologie-Notizen, 57).

Ein zweijähriges Projekt am Frankfurter Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie fokussierte den Ort Eisenerz (Steiermark/A). Doch ging es Assistent Johannes Moser und den Studierenden weder um eine Gemeindestudie noch um eine Untersuchung des Bergbaus. Im Vordergrund standen Fragen nach den Folgen der Desindustrialisierung, zumal die Montankrise auch die (gemäß europäischen Verhältnissen) gigantischen Vorkommen am steirischen Erzberg erreicht. Angesichts des Niedergangs eines jahrhundertealten Bergbaus und des Einzugs einer tiefgreifenden Krise fragt die Projektgruppe nach Konstanz und Bruch, Bewältigungsstrategien und Identität, nach grundsätzlichen Einsichten zum kulturellen Wandel. In geradezu klassisch gewordenem volkskundlichem Terrain bewegen sich die Feldforschenden auf vier Themenschienen: Bergbau, Frauen, Jugend und Tourismus.

Einem am Ort zentralen Identitätselement gilt der erste Beitrag. *Johannes Moser* zeichnet nach, wie das durch bergmännische Untertagarbeit gestützte Selbstbewusstsein nicht erst infolge der heutigen Krise einstürzt, sondern seit dem 19. Jahrhundert durch Mechanisierung und Rationalisierung des Bergbaus kontinuierlich ausgehöhlt wurde. Weiter werden den Bergleuten wichtige Dinge wie Kameradschaft, Körperlichkeit der Arbeit, Gefahr usw. in eindrücklichen Interviewpassagen vorgestellt und im Hinblick auf das (verlorene) Selbstverständnis hinterfragt. Dabei entpuppen sich etwa die in beschönigender Innensicht bis zum Mythos überhöhten Gefahren als grausame Unfälle, die auf Leistungsdruck und Unvorsichtigkeit zurückzuführen sind. Ungeachtet dieser und weiterer Schattenseiten (z. B. Klientelverhältnisse) lebt der Bergbau nach seinem ökonomischen Niedergang in folklorisierter Form wieder auf. Gleichzeitig werden aber Vorwürfe an die Adresse der Mineure laut, die Krise sei auf ihre Unflexibilität und schlechte Ausbildung zurückzuführen. Identität schwankt zwischen Überhöhung und Schuldzuweisung – nicht der einzige Widerspruch, den die Forschenden in der Bergbaugemeinde zu Tage fördern.

Den Frauen in Eisenerz gilt das Kapitel von *Heike Schmid* und *Nadja Buoyardane*. Haus- und Erwerbsarbeit, am Ort vorhandene Berufsmöglichkeiten und Vorstellungen, deren Bedeutung im weiblichen Lebenslauf und die Machtstrukturen zwischen den Geschlechtern sind die Leitlinien der empirischen Untersuchung. Das Fazit ist unerfreulich: Geringes und einseitiges Stellenangebot, Unterordnung unter die Wünsche und Bedenken von Eltern und Partnern, ja Unterstützung der männlichen Karriere durch die Frauen führen dazu, dass sich weibliche Berufswünsche in Eisenerz kaum erfüllen. Als Alternative bleibt das Wegziehen. Zu den wirtschaftlichen Erschwernissen, den kollektiven und individuellen (Vor-)Urteilen gesellt sich ein sozial strukturiertes Vergessen (S. 87ff.): Dass es einst Bergarbeiterinnen gab – und dass Frauen auch heute in anderen (sprich: männlichen) Berufen erfolgreich sein könnten –, will Mann gerade in wirtschaftlich prekären Zeiten nicht wahrhaben ... Ihre Interviews gestalten die Autorinnen durchaus raffiniert und entlarven manchen Eisenerzer als Pascha. In egalitärer Konsequenz halten sie aber auch bei ihren Geschlechtsgenossinnen nicht mit Kommentaren zurück, wenn diese etwa die herrschende Ideologie unreflektiert wiedergeben (S. 126). Ob offene Zuschreibungen oder versteckte Mechanismen – analog der männlichen Arbeitslosigkeit (vorangehendes Kapitel) werden auch hier nicht die strukturellen Gründe eines Übels erkannt, sondern lediglich Fragmente aus dem persönlichen, familiären und/oder lokalen Alltag verantwortlich gemacht.

Nicht weniger schwer haben es Jugendliche in der Erwachsenenwelt, wobei sich die Fraktionierung der Jugend in (sich gegenseitig ablehnende) Cliques ebenso kontraproduktiv auswirkt wie die Fehleinschätzungen der «Jugendexperten» vor Ort. Wie andernorts sind z. B. Lärm, Alkohol oder «Unordnung» Stein des Anstosses mit der Erwachsenenwelt, die ein Definitionsmonopol (auch über die Jugend) beansprucht. Die angebotenen Alternativen (kontrollierte Jugendräume, programmierte Vereinsaktivität) als von Erwachsenen überwachte Orte und Tätigkeiten stossen auf wenig Gegenliebe. Diese Ausgangslage und die nicht gerade rosigen Zukunftsaussichten machen das Wegfahren zu einer häufigen «Perspektive». Erstaunlich ist aber der Detailbefund einer altersmässig nicht homogenen (13 bis 22 Jahre), doch in sich solidarischen Jugendgruppe mit gemeinsamen Aktivitäten – erklärbar durch ihr gemeinsam «räumlich begrenztes Territorium» Münichtal, das «kaum Ausweichmöglichkeiten» bietet (S. 190). Im Folgenden machen sich die Feldforschenden *Annette Brenner*, *Alexander Scheid* und *Antonia Walther* zu Anwältinnen und Anwältinnen der Jugendlichen und zeigen z. B. auf, was bei dem als sinnlos angeprangerten «Herumlungern» an Kontakten abläuft. Dass ferner eine krisengeschüttelte Gemeinde ihre Jugend als *quantité négligeable* tief schätzt statt als Zukunft des Ortes begreift, ist ein weiterer Widerspruch, den die Autoren und Autorinnen aufdecken.

Als Rettungsanker in der Krise verstehen Mann und Frau in Eisenerz den Tourismus. Wo dieser zwischen Grossprojekten und sanftem Tourismus angesiedelt sein soll, ist jedoch unklar. Sicher ist, dass niemand in den schlecht bezahlten, dienenden Berufen arbeiten will. Kommen sollen die Touristen aber und – so der übereinstimmende Wunsch – den Ort «beleben». Dabei hat man in Eisenerz eben zwei «lärmige» Jugendzentren geschlossen, wie die konsternierte Leserschaft im vorherigen Kapitel mitverfolgte und sich nun fragt, wie denn die Eisenerzer und Eisenerzerinnen mit den herbeigewünschten Touristen zu Rande kommen wollen, deren Aktivitäten bekanntlich nicht abends um neun enden, sondern oft erst (und unüberhörbar) beginnen ...

Kein negatives Selbstbild tut indes dem Wunsch nach Fremdenverkehr Abbruch, im Gegensatz zum Ruhrgebiet etwa, wie Lindners viel beachtete Arbeit zeigt; negative Ansichten (schmutziger Industriort) zirkulieren höchstens ausserhalb und sind zu korrigieren (schöne Umgebung). Am Orte diskutiert werden auch weniger die strukturellen Probleme des zu implantierenden Tourismus, sondern näher liegende und veränderbare Details wie die angeblich mangelnde Gastfreundschaft: Dass vor dem Hintergrund einer fremdbestimmten, ungewissen Zukunft die (angebliche) Mentalität der Eisenerzer und Eisenerzerinnen zum Prügelknaben wird, verweist auf einen Mechanismus, den uns auch Politiker und Politikerinnen vor dem Hintergrund ihrer Ohnmacht täglich vorführen. Immerhin hat die Diskussion um Industrieort oder Wanderparadies, mürrische oder fremdenkompatible Einwohner und Einwohnerinnen allen Beteiligten die Machbarkeit von Veränderungen aufgezeigt, zumal auch das reale Kräfteverhältnis am Ort bereits ins Wanken gerät.

Wie bei den vorangehenden Themen führen im Falle des Tourismus die Autoren (*Lioba Abbenante* und *Björn Schipper*) zahlreiche Gesprächspassagen und Resultate aus der teilnehmenden Beobachtung an, die das konkrete Gesicht einer komplexen Problematik im Alltag aufzeigen. Nun hätten die auf der Arbeit wiederholter Feldaufenthalte und theoretischer Überlegungen basierenden Aufsätze ein Schlusskapitel im Sinne einer Synthese verdient, das aus den vier Bereichen das Gemeinsame des kulturellen Wandels herauskristallisiert – zugegeben kein leichtes Unterfangen. Auch wenn sich die Autoren und Autorinnen ihrer beschränkten Möglichkeiten bewusst sind (S. 25), ist die ebenso einflussreiche wie hoch stehende Studie als vorbildliches Resultat einer praxisbezogenen Studienveranstaltung (mit Nutzen für Forscher und Forscherinnen wie für Erforschte) hervorzuheben.

Zusammenfassend erstaunt – um es kurz auf einen Nenner zu bringen – die Konstanz internalisierter Verhaltensweisen und Vorstellungen, die Kraft der unreflektierten Selbstverständlichkeiten angesichts eines rasanten Umbruchs der Eisenerz in seinen wirtschaftlichen und sozialen Grundfesten erschüttert. So ist einer der Eindrücke, den dieses lesenswerte Buch hinterlässt, derjenige, dass der viel beschworene kulturelle Wandel vielleicht oft ein Wandel der Oberflächen ist, und auch hier nur ein partieller, denn was da an eingespielten Mustern und stereotypen Bildern Urständ feiert, lässt eher auf (die im Fach nicht sonderlich beliebte) Kontinuität schliessen. Nun hatte ja auch ein Fach namens Volkskunde im Wandel ziemliches Glück und verwendet statt Kontinuität weniger verfänglich Ausdrücke wie jenen der *longue durée* ...

Werner Bellwald

ZWISCHENTÖNE. Fasnacht und städtische Gesellschaft in Basel 1923–1998. Hg. von Chr. Burckhardt-Seebass, J. Mooser, Ph. Sarasin, M. Schaffner und den Fasnachtsgesellschaften Alti Gläubasler, Märtpfatz-Clique, Rätz-Clique und Sans-Gêne aus Anlass ihres 75-jährigen Bestehens. Basel: Buchverlag Basler Zeitung 1998. 190 S., Abb.

Das Historische Seminar und das Seminar für Volkskunde der Universität Basel lancierten eine gemeinsame Veranstaltung über die örtliche Fastnacht, die zu der vorliegenden Publikation führte. Trotz einer in der Volkskunde über Jahrzehnte virulenten Beschäftigung mit der Fastnacht, die mit dem Tübinger Arbeitskreis für Fastnachtforschung selbst die fundamentale Wende des Faches überlebte, ist bis dato eher wenig im lokalen/regionalen Rahmen aufgearbeitet worden; die fachlichen Fas(t)nachtsmonografien lassen sich quasi an einer Hand aufzählen. Dass nun auch Basel als eine der weltweit bekanntesten und grössten Fastnachten (20 000 Aktive) eine solche erhält, ist von vornherein positiv zu werten.

Einschränkungen vermerken die Autoren und Autorinnen gleich selbst: Die ganze Bandbreite relevanter Themen konnten sie nicht abdecken. Es fehlen «Guggenmusiken», weil das 75-jährige Bestehen von vier Stammcliquen Anlass zu dem Buch war; es fehlen Beiträge zu Gegenständen oder Abläufen des Brauches, wozu aber die Flut lokaler Fastnachtsliteratur bereits einiges an Land getrieben hat. An Stelle einer Repetition dieser Innensicht favorisieren die zwanzig Beiträge bisher Vernachlässigtes und ergeben selbst für «Eingeweihte» Überraschendes. Ohne hier allen Beiträgen gerecht werden zu können, seien ein paar Punkte herausgehoben.

Mit einem Blick auf die Geschichte der «Fasnacht» zeichnet *Thomas Bürgi* nach, wie der heute als «typisch» gehandelte Brauch (teils) von Zuwanderern getragen und durchgesetzt worden war. Dass die heutigen Formen *grosso modo* erst in diesem Jahrhundert aufgekommen sind, hindert jedoch keineswegs daran, dass die Fasnacht sakrosankt und Inbegriff alles Baslerischen ist. Gerade darum wird von den Fasnächtlern der folgende Artikel am wenigsten verstanden: *Josef Mooser*, der so unbrauchtümliche Dinge wie die (auch das Gesicht der Fasnacht prägenden) sozialen, wirtschaftlichen, politischen und demografischen Rahmenbedingungen der Stadt präsentiert. Deren reale Auswirkungen auf der Mikroebene der Cliques beleuchtet *Bernadette Hagenbach*, die am Beispiel der «Alten Kleinbasler» etwa die Diskussion um die Aufnahme von Frauen nachzeichnet.

Einen Einblick in die informellen Beziehungen, die Mitgliederstruktur und die das Jahr hindurch stattfindenden Aktivitäten ermöglichen uns *Barbara Stähler*, *Fränzi Jenny* und besonders der Beitrag von *Mirjam Gass*: Hier spielt ein Familien- und Bekanntnetz, das nicht nur das Jahr über Freizeitveranstaltungen, sondern auch Lebenshilfen und Freundschaften bietet. Diese unter der Oberfläche der Vereine «erfeldforschten» Kontaktnetze bezeichnet *Christine Burekhardt-Seebass* in ihrem Schlusswort (zusammen mit anderen Punkten) als eines der erstaunlichen Resultate. Im Gegensatz zu diesen integrativen Momenten zeigen *Mirjam Thrier* und *Florian Flaig* am Beispiel der 1923 gegründeten «Rätz», dass Arbeiter ausdrücklich nicht gemeinsam mit Bürgerlichen Fasnacht machen wollten (was wohl auf Gegenseitigkeit beruhte) – welch ein Kontrast zu den harmonisierenden Vorstellungen, die *Urs Bloch* vorstellt: Selbst die Aussenperspektive der Basler Fasnacht ist oft nichts anderes als eine Paraphrasierung der am Ort selbst fabrizierten Bilder, die das Baslerische als unerklärbar (v)erklären und Kritik allenfalls in der Tagespresse, nicht aber in den *Basiliensia* dulden. Was auch andernorts gilt, belegt *Hannes Veraguth* eindrücklich: Die emotionalen Qualitäten einzelner Brauchmomente, deren normativer Charakter teils an eine (lächerliche) Stilisierung zum Urbaslerischen grenzt, enthalten ein Ausgrenzungspotenzial, das Aussenstehende mitunter als Aggression zu spüren bekommen (S. 140f.).

Die Macht der Ordnung scheint so gross, dass selbst die Kinderfasnacht nicht einfach ein freies Treiben darstellt, sondern dass hier, wie *Charlotte Roth* darstellt, Normen wie Engagement, Unterordnung und Toleranz eingeübt werden – der oft genannte Eindruck militärischer Strenge dieser Fasnacht bestätigt sich auch hinter den Kulissen. Aktive und kreative Auseinandersetzung hingegen beobachtet *Mercedes Matas* bei den Erwachsenen, die das Jahr hindurch Themen aus Politik, Wirtschaft und Kultur für die fünfte Jahreszeit aufbereiten. Diese symbolische Aneignung von Umwelt (im Sinne von Ina-Maria Greverus) beschreibt auch *Patricia Vogler* für die Cliqueskeller, diese Vereinslokale, die, quasi in der Art von Reliquien, die bunten Requisiten früherer Fasnachten aufbewahren und den geselligen Treffen dienen. In diesen «Katakomben», mit den *corporate identities* der Vereine und den Gegenständen gemeinsamer Aktivitäten geschmückt, kann sich Identität räumlich konkretisieren.

Wie sich die Frauen, bis in die jüngste Zeit auf zudienende Rollen verwiesen, ihren Platz in der Fasnacht erkämpfen mussten, dokumentiert *Gabriela Imboden*; dass die Selbstverständlichkeiten von heute noch vor wenigen Jahrzehnten Ausnahmen darstellten, lässt die Fasnacht wirklich als «verkehrte Welt» erscheinen. Selbst fortschrittliche Cliques wollten das Problem weiblicher Partizipation bis weit ins 20. Jahrhundert hinein mit Quotenregelung und allerlei Konditionen lösen, die der restriktiven Einbürgerungspraxis des Ancien Régime in nichts nachstehen ... Kein Wunder, wird bei diesem Grad an Verbindlichkeiten der Austritt aus einer Clique mit der «Scheidung aus einer jahrelangen Ehe» (S. 134) verglichen, wie *Karin Bienz* im Gespräch mit «Wilden» eruiert und damit die soziale Tragfähigkeit der Cliques geschickt ex negativo erhellt.

Hinsichtlich der Bilderwelt stellt *Marius Risi* beispielsweise die Kanonisierung des Brauches durch die illustrierten Zeitungsberichte und wiederum das Aufbauschen der Bildberichte angesichts der real wachsenden Fasnacht fest. Ein ähnliches Perpetuum mobile diagnostiziert letztlich auch *Franziska Schürch*, die autobiografisches Erzählen und Fasnachtsgeschichte in «folklorisierten Biografien» erfasst.

Ein Register mit den Sujets der vier vorgestellten Stammcliques (seit 1923), Glossar, Quellen, Literatur und Angaben zu den Autoren und Autorinnen rundet das ansprechend illustrierte Buch ab.

Werner Bellwald

MICHAEL SIMON (Hg.): Volkskundliche Arbeit in der Region. Ein Wegweiser zu den «Landesstellen» im deutschsprachigen Raum. Im Auftrag des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V. Dresden: w.e.b.-Universitätsverlag 1999. 185 S., Abb. (dgv-Informationen, Beiheft 6 = Volkskunde in Sachsen, 5/6).

Von Aurich in Ostfriesland bis Zittau in der Oberlausitz werden 23 Institutionen, «deren Vertreterinnen und Vertreter sich innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde zusammengefunden haben und seit geraumer Zeit (?) einen regelmässigen Austausch über eigene Positionen und zukünftige Aufgaben pflegen», aufgeführt und in Selbstdarstellungen präsentiert.

Schon die Schwierigkeiten bei der Titelfindung dieses «Wegweisers» sind für den Rezensenten Indizien für die Divergenz der beschriebenen «Landesstellen»: die Stellen in Berlin, Dresden und München betreiben eben nicht nur Regionalforschung; das Salzburger Landesinstitut als einzige aufgeführte österreichische Einrichtung begründet offensichtlich den Untertitel mit dem Attribut «deutschsprachig». Hätte man denn nicht auch zumindest Basel (Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, mit Institut, Bibliothek und Publikationen) und Wien (Verein für Volkskunde, mit Museum, Bibliothek und Publikationen) – wenn nicht sogar weitere «Stellen» in der Schweiz oder in Österreich – berücksichtigen sollen? Und auch «ausseruniversitär» passt nicht immer, so z. B. nicht in den Fällen Marburg und Berlin, wie die jeweilige Beschreibung aufzeigt.

Gerade aber wegen der enormen organisatorischen und personellen Unterschiede der beschriebenen Institutionen ist die Herausgabe dieses Bandes ein sehr verdienstvolles Unternehmen, da damit ein erster Schritt hin zu einer Transparenz im Hinblick auf Vorhandensein und Aktivitäten volkskundlicher Forschungseinrichtungen geleistet wurde, deren Aktivitäten nicht an akademische Lehre gebunden sein müssen. Allerdings wird es für eine Besprechung, angesichts der (aus der Pionier-Situation zugestandenen) Zufälligkeiten, zur Pflicht, alle aufgeführten Einrichtungen zu benennen und zu annotieren:

In *Aurich* ist die Ostfriesische Landschaft angesiedelt, eine fünfhundert Jahre Tradition einfordernde Körperschaft des öffentlichen Rechts, die regionale Aufgaben auf den Gebieten Kultur, Wissenschaft und Bildung erfüllt und dabei durch Stiftungen unterstützt wird. *Bautzen* als «Hauptstadt» der Sorben ist Sitz ähnlicher Einrichtungen, nämlich der Stiftung für das sorbische Volk und der Domowina (des Dachverbandes sorbischer Vereine), die aber nicht erwähnt werden. Aufgeführt ist dagegen seiner Bedeutung entsprechend recht umfangreich das Sorbische Institut. *Berlin* kann am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität die 1995 eingerichtete Landesstelle für Berlin-Brandenburgische Volkskunde aufweisen. Der Landschaftsverband Rheinland und das Amt für rheinische Landeskunde vertreten *Bonn*, während *Dresden* mit dem Bereich Volkskunde am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde aufwartet, dem Arbeitsort von Michael Simon, Herausgeber und Koordinator des «Wegweisers». *Erfurts* volkskundliche Beratungs- und Dokumentationsstelle für Thüringen ist seit 1997 am dortigen Museum für Thüringer Volkskunde ansässig. *Freiburg im Breisgau* weist auf die Aussenstelle des Badischen Landesmuseums in Karlsruhe, die Landesstelle für (badische) Volkskunde hin (aber nicht auf Künzigi-Institut und Deutsches Volksliedarchiv). *Geraberg*, wie Erfurt in Thüringen gelegen, besitzt ein Zentrum für Thüringer Landeskultur, welches nach seiner Beschreibung eher ein Ort von Arbeitsbeschaffungsmassnahmen, ehrenamtlichen Betätigungen und Existenzgründungsversuchen zu sein scheint. Die engagierten Mitarbeiterinnen des Referats und Arbeitskreises Volkskunde des Landesheimatbundes *Halle/Saale* richteten gerade den 1999er-Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde aus. Dabei mussten die zu diesem Ereignis angereisten nationalen und internationalen Gäste zur Kenntnis nehmen, dass durch Stellenstreichungen die Existenz dieser Einrichtung akut gefährdet ist. Fest etabliert scheinen dagegen das regionalforschende Institut für pfälzische Geschichte und Volkskunde in *Kaiserlautern* und die stärker forschungsfördernde Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein mit Sitz in *Kiel* zu sein. Das Institut für Lippische Landeskunde zu *Lemgo* ist eine Kultureinrichtung des Landschaftsverbandes Lippe, während für *Marburg* das Archiv des Instituts für Europäische Ethnologie und Kulturforschung der Universität das Desideratum einer selbstständigen hessischen Landesstelle ausdrückt. *München* mit dem Institut für Volkskunde der Kommission für bayerische Landesgeschichte an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und *Münster* mit dem Landschaftsverband Westfalen-Lippe und dessen volkskundlicher Kommission für Westfalen dagegen verkörpern bedeutsame klassische Landesstellen mit gewachsener Infrastruktur. Im Alphabet folgen noch: *Oldenburg* mit dem Bundesinstitut für ostdeutsche Kultur und Geschichte, das einen eigenen Fachbereich Volkskunde aufweist; das Wossidlo-Archiv in *Rostock* hat sich zu einem Institut für Volkskunde gemausert und daneben besitzt Rostock noch ein vom Kulturbund e.V. getragenes Volkskulturinstitut Mecklenburg und Vorpommern, eine Nachfolgeeinrichtung des Mecklenburgischen Folklorenzentrums mit folkloristischem Anwendungsbezug; auch die Sächsische Landesstelle für Volkskultur in *Schneeberg* basiert auf einem Folklorenzentrum aus DDR-Zeiten. Eine traditionsreiche Einrichtung, ähnlich Münster und München, kann *Stuttgart* seit 1923 mit der (württembergischen) Landesstelle für Volkskunde aufweisen. Abschliessend ist den in den neuen deutschen Bundesländern angesiedelten Einrichtungen Kontaktstelle für Harzer Volkskultur in *Wernigerode* und dem Zentrum für Oberlausitzer Heimatpflege im Landratsamt in *Zittau* mit heimat- und tourismuspflegerischen Ziel-

setzungen Erwähnung zu tun. Eine Sonderstellung nimmt – nicht nur wegen des Sitzes im österreichischen *Salzburg* – das Landesinstitut für Volkskunde Salzburg (Wissenschaftliches Archiv und Fachbibliothek/Richard-Wolfram-Forschungsstelle) ein, welches seit Ende der 1980er-Jahre durch attraktive internationale Tagungen und hochkarätige Publikationen auf sich aufmerksam macht. Leider wurden über diese Einrichtung nur zwei Seiten (= Übernahme eines Faltblattes?) aufgenommen.

Sämtliche Einrichtungen publizieren Einzeltitel. Darüber hinaus werden aber auch bedeutsame Reihen und Zeitschriften aufgeführt: *Bautzen*: Schriften des Sorbischen Instituts, *Letopis*; *Berlin*: Arbeitshefte der Landesstelle für Berlin-Brandenburgische Volkskunde; *Bonn*: Beihefte zur landes- und volkskundlichen Filmdokumentation, *Volkskultur an Rhein und Maas (VRM)*; *Dresden*: *Volkskunde in Sachsen*, *Demos*. Internationale ethnografische und folkloristische Informationen (= Referateorgan); *Erfurt*: *Volkskunde in Thüringen*; *Freiburg* (gemeinsam mit Stuttgart): *Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg*; *Kiel*: *TOP*. Berichte der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein; *Lemgo*: *Lippische Studien*. Forschungsreihe des Landesverbandes Lippe; *München*: *Bayerische Schriften zur Volkskunde*, *Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde*; *Münster*: *Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland*; *Damals bei uns in Westfalen*; *Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde*; *Oldenburg*: *Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte*, *Berichte und Forschungen*. *Jahrbuch des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte*; *Salzburg*: *Salzburger Beiträge zur Volkskunde*; *Schneeberg*: *Reihe Weiss-Grün*. *Stuttgart*: *Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg* (vgl. *Freiburg*), *Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg*.

Ein Fazit? Trotz der Unausgewogenheit des Bandes sollte seine zukünftige Bedeutung nicht unterschätzt werden. Solche Nachschlagewerke benötigen einige Auflagen, um sich zu stabilisieren und damit an Wert zu gewinnen. Sinnvoll wäre etwa ein Turnus von zwei bis drei Jahren zwischen den Überarbeitungen. Dabei sollte von Auflage zu Auflage aus den Erfahrungen gelernt werden. Möglich wäre z. B. auch die Durchführung einer strukturierten Erhebung bei den nichtuniversitären Einrichtungen, um Vergleichbarkeit (etwa in Bezug auf Personalstand, infrastrukturelle Gegebenheiten wie Archive und Bibliotheken, wissenschaftliche Schwerpunkte und Kontinuitäten) zu ermöglichen. Bei den zukünftigen Veröffentlichungen – auch als Webseite? – sollten ausserdem die einfacher zu erhebenden und seit einigen Jahren über das gemeinsame Veranstaltungsverzeichnis miteinander kommunizierenden Universitätsinstitute aufgenommen werden. Und man sollte «deutschsprachig» ernst nehmen, d. h. insbesondere die Schweiz und Österreich in eine zukünftige Auflage mit einbeziehen. Meines Erachtens könnte und würde ein solches kontinuierliches Projekt der «Landesstellen» zu deren Aufwertung innerhalb des Faches Volkskunde führen. Und es wäre ein vernünftiger Schritt hin zu einer konkreten Form von volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Innen- und Aussenrepräsentation. *Rainer Alsheimer*

WOLFGANG KASCHUBA: *Einführung in die Europäische Ethnologie*. München: Beck 1999. 282 S. (C.H. Beck Studium).

Einführungen zu schreiben ist nicht «in». Darauf weist der Autor dieses Buches selbst hin. Umso mehr verblüfft es, wenn von ihm eine deutschsprachige Einführung in die Europäische Ethnologie vorgelegt wird, denn eingeführt werden soll in ein Fach, welches – wenn wir dem aktuellen Veranstaltungsführer der universitären Einrichtungen glauben dürfen – in dieser Namensform und verbunden mit dem Bekenntnis des Entstehens aus der deutschen Volkskunde nur an der Humboldt-Universität zu Berlin anzutreffen ist. Aufgeführt sind in der von mir herausgegebenen Broschüre insgesamt 28 Institute, die sich unter dem Dach der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde zusammengefunden haben. Davon tragen zwanzig die ausschliessliche Bezeichnung Volkskunde, während die drei österreichischen Universitätsinstitute (Graz, Innsbruck, Wien) Europäische Ethnologie als «Zweitnamen» nach Volkskunde führen. In Deutschland gibt es die österreichische Form seit kurzem auch in Münster, aber nach meiner Kenntnis nur dort. Daneben treten auf: Empirische Kulturwissenschaft (Tübingen), Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie (Frankfurt a. M.), Europäische Ethnologie und Kulturforschung (Marburg), Volkskunde/Kulturgeschichte (Jena), Ethnologie/Volkskunde (Bremen).¹ Diese nach seiner Meinung erst im Entstehen begriffene «Disziplinarität» der Europäischen Ethnologie gesteht der Autor im Vorwort – als eines von insgesamt fünf Problemen dieses «Problembuches» – ein (S.

¹ Vgl.: *Veranstaltungsprogramme der Institute für Empirische Kulturwissenschaft, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, Volkskunde*. Sommersemester 1999. Hg. im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde von Rainer Alsheimer. Bremen: Fachbereich 9: Kulturwissenschaften.

9), ebenso wie den Überblickscharakter solcher Einführungen, das weithin undefinierte «thematische, theoretische und methodische Selbstverständnis» der von ihm beschriebenen Wissenschaft, die Neuheit und damit verbundene Orientierungslosigkeit dieser Disziplin sowie deren noch zu entwickelndes spezifisches Profil. Aber dann wird losgeschrieben!

Wolfgang Kaschuba, vermutlich der begabteste der späten Schüler Hermann Bausingers und seit einigen Jahren Ordinarius in Berlin, erzählt in diesem Buch den von ihm noch mitgetragenen Diskurs einer sich selbst als Avantgarde der Nachkriegsvolkskunde verstehenden Gruppe, nämlich der Mitarbeiter des Ludwig-Uhland-Instituts in Tübingen seit Beginn der Ära Bausinger. Das Buch gliedert sich in drei Hauptkapitel: I. Zur Wissens- und Wissenschaftsgeschichte (S. 17–112); II. Begriffe und Theorien (S. 113–194); III. Methoden und Felder (S. 195–256).

Zu I.: Eigentlich kennen wir das meiste aus diesem Kapitel schon – und spätestens seit Hermann Bausingers Volkskunde-Buch von 1971 auch in der hier wieder aufgenommenen Pointierung²: die Anfänge unseres Faches in der Zeit der Aufklärung, «Volks-Kunde» und Romantik, Wilhelm Heinrich Riehl, Naumanns gesunkenes Kulturgut, Malinowskis Funktionalismus (ohne dass hier oder an irgendeiner anderen Stelle dieses Buches die von Malinowski beeinflusste «Schwietering-Schule», wie auch immer bewertet, mit ihren Feldforschungen in der «bäuerlichen Gemeinschaft» bis in die 1960er-Jahre Erwähnung findet³), die Entwicklungen nach dem Zweiten Weltkrieg: «Münchener Schule», Annäherungen an die Soziologie, Ethnografie der DDR, Strukturalismus, «Kritische Theorie». Das unter «Erweiterungen» erläuterte «Programm einer Europäischen Ethnologie» streift erstmals die europäischen Einflüsse auf Kaschubas Fachverständnis: die historische Anthropologie als deutscher Nebenpfad mit ihren Differenzierungen in Mentalitätenforschung, Mikrogeschichte, Reiseforschung, der schliesslich wieder – bedingt durch die Übernahme von Gedanken «echter» Ethnologen und besonders amerikanischer Anthropologen – verlassen und mit der *main road* Europäische Ethnologie vertauscht wird. Schon hier wird deutlich, was sich wie der berühmte rote Faden durch das gesamte Buch zieht, nämlich die Verknüpfung der persönlichen Karriere Kaschubas, die ihn aus der deutschen Provinz in die Metropole Berlin führte, mit der Fachgeschichte der Volkskunde.

Dies wird besonders bemerkbar in II.: 1978 hatten Bausinger und drei seiner «Adepten»⁴, nämlich Jeggle, Korff und Scharfe, ihre «Grundzüge der Volkskunde» herausgegeben. Der in der renommierten Reihe «Grundzüge» der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft zu Darmstadt erschienene Reader dokumentiert Tübinger Gruppenarbeit und enthält die vier Abschnitte: «Kultur» (Korff), «Alltag» (Jeggle), «Geschichtlichkeit» (Scharfe), «Identität» (Bausinger).⁵ Kaschubas zweites hier zu besprechende Kapitel gliedert sich ähnlich, wenn auch unter Verwendung von moderneren Metaphern⁶: «Perspektiven: Kultur und Alltag»; «Konstruktionen: Identität und Ethnizität»; «Verortungen: Schicht und Geschlecht»; «Prozesse: Kontinuität und Wandel»; «Zeichen: Symbol und Ritual». In den einzelnen Abschnitten wird ein enger Bezug zu den «Grundzügen» von 1978 hergestellt, aber auch Tübinger *highlights* wie Jeggles Kiebingen-Studie werden als Pionierwerke «wirklicher» Feldforschung gewürdigt. Und ergänzend kommen neue Diskurssplinter hinzu: Geschlechterbeziehung, Bourdieus «Feine Unterschiede», Konstruktivismus und Rekonstruktion in Anlehnung an den Traditionsbegriff von Anthony Giddens. Der Abschnitt «Kontinuität» dagegen wird unter Verzicht der Erwähnung des volkskundlichen Klassikers von Bausinger/Brückner abgehandelt⁷, vielleicht weil der zweite Autor nicht genehm

² Hermann Bausinger: Volkskunde. Darmstadt 1971.

³ Zu Schwietering vgl. Peter Assion: Julius Schwietering. In: Völkische Wissenschaft. Wien u. a. 1994, 50–61. Um seine Schülerin und die Leiterin des Main-Frankfurter Instituts für Deutsche Volkskunde, Mathilde Hain (in dieser Funktion 1953–1969), die dieser sich als «soziologisch-funktionalistisch» bezeichnenden Richtung (= «Methode») in der Volkskunde zuzurechnen ist, hat sich bald ein grosses Schweigen der Tübinger gelegt. Hain war übrigens die erste habilitierte Vertreterin unseres Faches und nicht Ingeborg Weber-Kellermann, wie dies Kaschuba darstellt. Nachruf Mathilde Hain: Hermann Bausinger. In: Zeitschrift für Volkskunde 79, 1983, 113.

⁴ Hierzu: Sabine Doering-Manteuffel: Das Weltkind in der Mitten. Hermann Bausinger und die Empirische Kulturwissenschaft. Ein Geburtstagsgruss zu seinem Siebzigsten. In: Augsburger Volkskundliche Nachrichten 2:2, 1996, 40–51.

⁵ Hermann Bausinger/Utz Jeggle/Gottfried Korff/Martin Scharfe: Grundzüge der Volkskunde. Darmstadt 1978.

⁶ Vgl. hierzu: Brigitte Bönisch-Brednich: Die «Quelle» und das «Feld». Zum Gebrauch von Metaphern in der heutigen Volkskunde. In: Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur. Münster u. a. 1997.

⁷ Hermann Bausinger/Wolfgang Brückner (Hg.): Kontinuität? Geschichtlichkeit und Dauer als volkskundliches Problem. Berlin 1969.

ist? Dafür wird aber Bausingers Auseinandersetzung mit der «Münchener Schule» über Hans Mosers Kritik am Folklorismus, als offenbar fester Teil des Tübinger Lehrkanons, nochmals zelebriert: ähnliche Passagen finden sich nicht nur hier im vorhergehenden Kapitel, sondern z. B. auch bei Gisela Welz und Stefan Beck.⁸ Anschliessend werden Zeichentheorie und Strukturalismus mit Arnold van Genneps *rites de passage* verknüpft und kulturelles Verhalten als symbolisches Krisenmanagement gemäss der Vorstellungen Victor Turners gedeutet. Wir sind damit endgültig in der Spätmoderne angekommen.

Teil III: «Methoden und Felder» fasst zunächst Gedanken zu Feldforschung zusammen oder in Kaschubas Worten: «Teilnehmende Beobachtung als Interaktion». Er kommt im Abschnitt Feldforschung ohne dezidierte Hinzuziehung von Belegen aus der anglo-amerikanischen Ethnologie-Debatte aus und zeigt damit Originalität und Sicherheit. Der folgende Abschnitt über Mikrohistorie stützt sich auf Carlo Ginzburg und dessen Studie «Der Käse und die Würmer» von 1976 sowie die historische Fallstudie von Sabine Kienitz über Prostitution im 19. Jahrhundert.⁹ Ein weiterer Abschnitt befasst sich mit der materiellen Kultur, in der Sprache des Autors mit «Sachuniversen», einer «Dingwelt», mit deren «Aura und Archaik» etwa bei der Formierung der Nationalstaaten, mit Museum, Musealisierung, mit Kompensation à la Hermann Lübbe, mit dem «System der Dinge» (Jean Baudrillard), mit Ästhetik und Distinktion, mit «Umgang mit Technik» (Bausinger und Stefan Beck). Weiter erfahren wir im Schlusstext unter dem Stichwort «Diskursanalyse» etwas über «Wissensordnungen und Argumentationsweisen» wie Denken, Handeln, Argumentieren, über die Diskurstheorien von Jürgen Habermas und Michel Foucault, über Wertefundamentalismus am Beispiel der westdeutschen öffentlichen Debatte zum Schwangerschaftsabbruch, über Worte und Bilder. Danach münden Kaschubas Darstellungen abschliessend ein in die ethnologische «Writing-Culture»-Diskussion der James Clifford, George Marcus und Clifford Geertz. Und diese interpretierend endet das Buch mit der Frage der fachlichen Repräsentation einer Europäischen Ethnologie, die sich für den Hochschullehrer Kaschuba nur peripher in der Tätigkeit «Schreiben als Beruf» dokumentiert, sondern in besonderem Masse «durch die unausweichliche Übernahme ethischer Verantwortung für das, was als Kultur beobachtet, beschrieben und letztlich inszeniert wird», definiert wird.

Zusammenfassend: Bei dem Text handelt es sich weniger um eine Einführung in «die» Europäische Ethnologie als um die Darstellung der Geschichte eines in Deutschland seit Beginn der 1970er-Jahre üblichen Sonderwegs der Identitätsfindung eines Grenzgängers zwischen verschiedenen – z. B. zwischen historisch und weniger historisch arbeitenden – Kulturwissenschaften. Kaschuba wurde von der Tübinger Variante der Volkskunde, der Empirischen Kulturwissenschaft, geprägt. Mit seiner Berufung auf den einzigen deutschen Lehrstuhl für Europäische Ethnologie scheint für ihn die Selbstverpflichtung verbunden zu sein, die Lehrstuhlbezeichnung als Disziplinarität zu beschreiben und damit – um innerhalb der Semantik zu bleiben, die er uns mitteilt – sein Institut zu repräsentieren. Als begabter Historiker und Ethnologe schreibt er deshalb in diesem Buch seine eigene Geschichte als geachteter Angehöriger eines hoch stehenden Stammes der deutschen Volkskundler (= Empirischer Kulturwissenschaftler) fest. Andere volkskundliche Stämme (= Universitätsinstitute) werden nur dann in die Narration einbezogen, wenn sie mit seinem Stamm in kommunikative Beziehungen getreten waren oder als Exempla für falsches wissenschaftliches Arbeiten und Denken dienen können. Wenig berücksichtigt in seinem Diskurs werden die in Deutschland wirkenden Angehörigen des Fremdstammes der Europäischen Ethnologen ex Ethnologie, sieht man von zwei kurzen Hinweisen auf die Bremer Vertreterin der Ethnopschoanalyse, Maya Nadig, und dem ebenfalls zweimaligen Erwähnen von Thomas Hauschild ab. Die ebenfalls qua Lehrstuhlnamen und akademischer Lehrerin grenzgängerischen und grenzüberschreitenden Greverus-Schüler und -Schülerinnen vom Stamme der Kulturanthropologie (Ina-Maria Greverus selbst findet nur einmal Erwähnung, wobei der von ihr eingeführte und bis zur Emeritierung so hoch gehaltene Institutsname verdreht wird) haben für Kaschuba unterschiedliches Gewicht. Am stärksten scheint ihn die Nachfolgerin am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Gisela Welz, die eine Zeit lang an seinem Institut in Berlin arbeitete, beeindruckt zu haben, gefolgt von dem Oder-Frankfurter Kultur- und Sozialanthropologen Werner Schiffauer; dagegen kommt der inzwischen in Fribourg lehrende und realiter in Südosteuropa ethnografierende Christian Giordano, dessen Seminarbezeichnung einfach «Ethnologie» heisst, bei Kaschuba überhaupt nicht vor. Und von den in den zwanzig sesshaft und «rein» gebliebenen volkskundlichen Instituten arbeitenden Kolleginnen und Kollegen, die ebenfalls seit Beginn der 1970er-Jahre ihren Weg in die Spätmoderne gegangen

⁸ Vgl. meine Rezension in dieser Zeitschrift Bd. 94, 1998, 236f.

⁹ Sabine Kienitz: Sexualität, Macht und Moral. Prostitution und Geschlechterbeziehungen Anfang des 19. Jahrhunderts in Württemberg. Ein Beitrag zur Mentalitätsgeschichte. Berlin 1995.

sind, findet kaum jemand Platz in diesem Buch, der/die nicht in der massgeblich von Tübingen ausgehenden 1970/80er-Debatte eine Rolle gespielt hat. Schliesslich ist festzustellen, dass selbst die Kollegen seines Berliner Instituts entweder nicht unter das von Kaschuba errichtete Dach Europäische Ethnologie zu passen scheinen, da ihre derzeitigen Arbeiten in der vorliegenden «Einführung» nicht erwähnt werden, wie etwa im Falle Rolf Lindners¹⁰, oder über dessen Grenzen hinausgehen, wie Péter Niedermüllers postsozialistische Studien, die ich eher einem weiten anthropologischen Ansatz zuordnen würde, der über Tübingen/Berlin hinausweist.

Soll heissen: Kaschubas Buch verspricht sehr wohl eine anregende Lektüre auch für «Studienanfänger und Fortgeschrittene dieser interdisziplinären Fachrichtung», wie auf dem Umschlagtext versprochen wird. Anerkennend ist insbesondere zu vermerken, dass für die derzeitige Generation von Studierenden eine spezielle Fachgeschichte aus spätmoderner Sicht geschrieben wurde, allerdings – wie gezeigt – eine der deutschen Volkskunde und des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft zu Tübingen und nicht eine einer wie auch immer zu definierenden Europäischen Ethnologie, die über die Person Kaschubas hinausweist. Weiterhin werden, ebenfalls gemäss Versprechen auf dem rückwärtigen Bucheinband, die wichtigsten international kursierenden ethnologisch-anthropologisch-kulturwissenschaftlichen Begriffe und Theorien in kurzer Form und hoher stilistischer Qualität vermittelt und diskutiert und wichtige Felder und Methoden vorgestellt.

Dass wir jedoch keine Einführung in ein neues Fach erhalten können, liegt meines Erachtens an den Problemen sechs und sieben dieses Buchunternehmens, die von Kaschuba offensichtlich nicht bemerkt worden sind:

Zum einen: Er versucht eine inhaltliche und stringente Kontinuität, ja Teleologie zwischen den Lehrstühlen Tübingen und Berlin herzustellen, die für ihn wohl zutrifft oder besser: von ihm passend konstruiert wurde, aber sonst für niemanden stimmen kann oder von Interesse ist – schon gar nicht für ein neues kulturwissenschaftliches Fach. Eine solche teilweise auch egozentrische Sichtweise muss zwangsläufig die grosse Vielfalt möglicher und realer kulturwissenschaftlicher Forschungen und kultureller Repräsentationen in einem sich globalisierenden Europa übersehen. Historisch bedingte Linearitäten – und dazu gehören auch Namensdiskussionen und -implementierungen nationaler Art – werden in diesem Kontext nicht mehr benötigt. Postmoderne Gegebenheiten wie etwa Cyberspace, Hybridität, Migration passen nicht in den Kanon einer erneuerten Volkskunde, mag sie auch Europäische Ethnologie heissen. Konsequenzen zu ziehen – beispielsweise im Sinne von Anthony Giddens – bedeutet für Kulturwissenschaftler dagegen, Diskontinuitäten und Reflexivitäten wahrzunehmen und zu akzeptieren.

Zum andern: Bezogen auf das Problem der Entwicklung neuer kulturwissenschaftlicher Fachdisziplinaritäten, eventuell sogar in Konkurrenz zueinander, möchte ich vermuten, dass nach der Überschreitung der Fachgrenzen, die viele Angehörige der letzten Generation vollzogen haben, es grundsätzlich nicht sinnvoll sein kann, wiederum Grenzlinien zu ziehen – auch nicht zum Schutz und Nutzen der eigenen Institution – und damit Inter- und Transdisziplinarität im Umgang miteinander zu behindern. Damit würde wohl nur einer neuen «Nesthockerei»¹¹ Vorschub geleistet. *Rainer Alsheimer*

¹⁰ Der jüngste aufgenommene Titel Lindners stammt aus dem Jahre 1990. Danach sind an Büchern erschienen: Rolf Lindner (Hg.): Die Wiederkehr des Regionalen. Über Formen kultureller Identität. Frankfurt a. M. u. a. 1994; ders.: «Wer in den Osten geht, geht in ein anderes Land». Die Settlementbewegung in Berlin zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik. Berlin 1997; ders.: Wenzel Holek. Meine Erfahrungen in Berlin Ost. Köln u. a. 1998.

¹¹ Vgl.: Dieter Kramer: Extreme Nesthocker. In: Bayerische Blätter für Volkskunde 21, 1994, 45–47.